



## Am Ruhepol

Wie ein Krankenhaus sich auf Demenzkranke einstellt

## Die Influencerinnen

Wie sich junge Musliminnen gegen Vorurteile durchsetzen

## Jenseits der Diktatur

Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller über das Wesen der Freiheit

# Würde



**Robert Bosch**  
Stiftung



## Liebe Leserin, lieber Leser,

Würde ist das, was „über allen Preis erhaben ist“. So formuliert es Immanuel Kant. Preise sind Dingen zugeordnet, sie werden ausgehandelt oder über den Markt fixiert. Sie sind relativ. Wenn ein Ding kaputtgeht, sinkt sein Preis. Würde dagegen ist etwas Absolutes. Um Würde kann man nicht feilschen. Menschen haben Würde. Immer. Ohne Voraussetzung. Auch wenn sie krank sind. Unabhängig davon, was sie tun oder leisten. Artikel 1 unseres Grundgesetzes garantiert seit 70 Jahren allen Menschen diesen Anspruch auf Würde. Er verpflichtet die staatlichen Gewalten, diese Würde zu achten und zu schützen. Menschen dürfen nicht zum bloßen Objekt degradiert werden. Diese Botschaft von Artikel 1 steht als Generalklausel vor allen anderen Grundrechten. Auch für unseren Stifter Robert Bosch war Würde ein zentraler Begriff. „Sei Mensch und ehre Menschenwürde“ ist eines seiner bekanntesten Zitate, erstmals veröffentlicht in der Mitarbeiterzeitschrift seines Unternehmens im Jahr 1920. Damit formulierte Robert Bosch keinen Auftrag an den Staat, sondern einen Anspruch an jeden Menschen – einschließlich sich selbst. Und wir als Stiftung? Würde wird bei uns nur selten explizit als Ziel genannt. Dennoch geht es in fast all unseren Projekten darum, Bedingungen für ein menschenwürdiges Leben zu schaffen oder zu verbessern. Wie? Das ist oft eine schwierige Frage – auf die die Menschen in diesem Heft ganz unterschiedliche Antworten geben.

Viel Freude beim Lesen!



**Joachim Rogall, Sandra Breka, Hans-Werner Cieslik**  
Geschäftsführung der Robert Bosch Stiftung



06

**Im Bild:**

Wie die Präsenz und Abwesenheit von Würde für uns sichtbar wird

08

**Anfangen:**

Wie der Zugang zu Wissenschaft für alle möglich werden kann

10

**Momentaufnahme:**

Gerald Hensel über die Kraft, die er nach einem Angriff im Internet fand



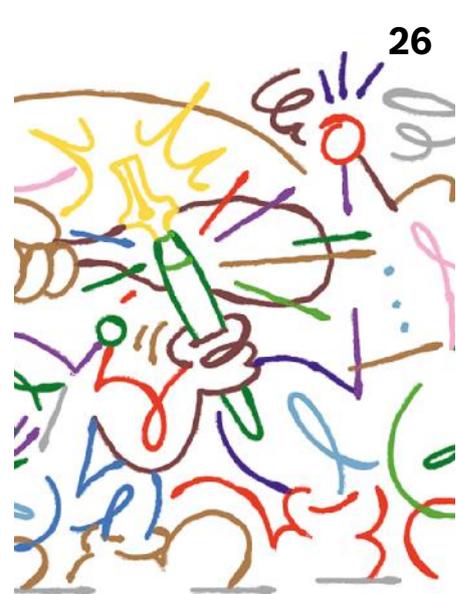
12

**Am Ruhepol:**

Ein Krankenhaus widmet sich auf einer Station ausschließlich Demenzkranken und zeigt, was es für einen würdevollen Umgang mit den Patienten braucht

18

**Essay:** Der Soziologe Armin Nassehi sieht den ersten Artikel des Grundgesetzes als Fixpunkt in einer sich verändernden Gesellschaft



20

**Die Influencerinnen:**

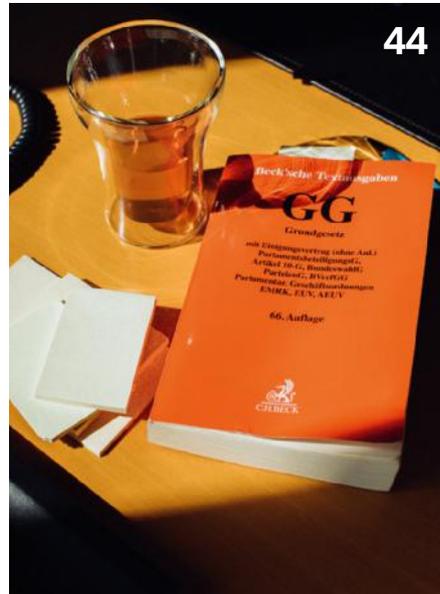
Fünf muslimische Frauen stellen sich mit ihrem Engagement gegen Klischees und Ungerechtigkeit. Jede auf ihre eigene Art

26

**Essay:** Der Autor Dimitrij Kapitelman wuchs mit Gewalt auf. Erst als Erwachsener kam die Wut in ihm hoch – aber nicht gegen die Neonazis, die ihn verprügelten

28

**Debatte:** Ist Menschenwürde eine Frage der kulturellen Perspektive?



**32**  
**Infografik:** Wie gehen die Deutschen mit Vielfalt um? Das Vielfaltsbarometer zeigt, wie offen Deutschland ist und welche Faktoren dies beeinflussen

**34**  
**Reportage:**  
Der Bal Ashram in Indien bietet ehemaligen Kinderarbeitern ein Zuhause

**38**  
**Essay:** Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller über das Wesen der Freiheit

**42**  
**Kurz notiert:** Neuigkeiten aus Projekten und Fördergebieten der Robert Bosch Stiftung

**44**  
**Hinter den Kulissen:**  
Bundesverfassungsrichter Peter Müller bekleidet eines der höchsten Ämter der Republik. Was macht die Würde des Amtes mit ihm?

**46**  
**Angestiftet:** Björn Vollan untersucht, wie Menschen mit dem Klimawandel umgehen

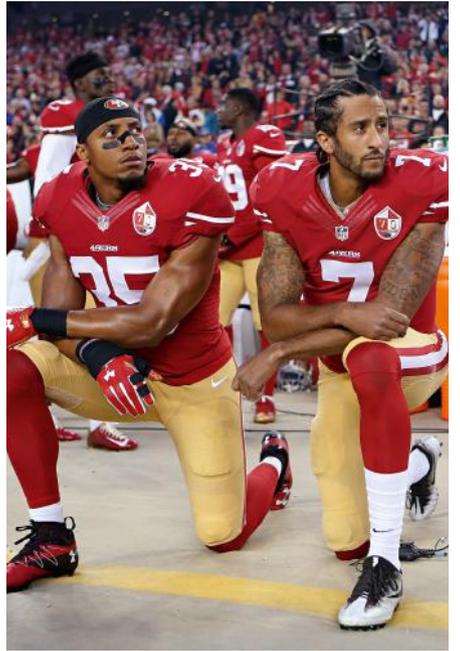
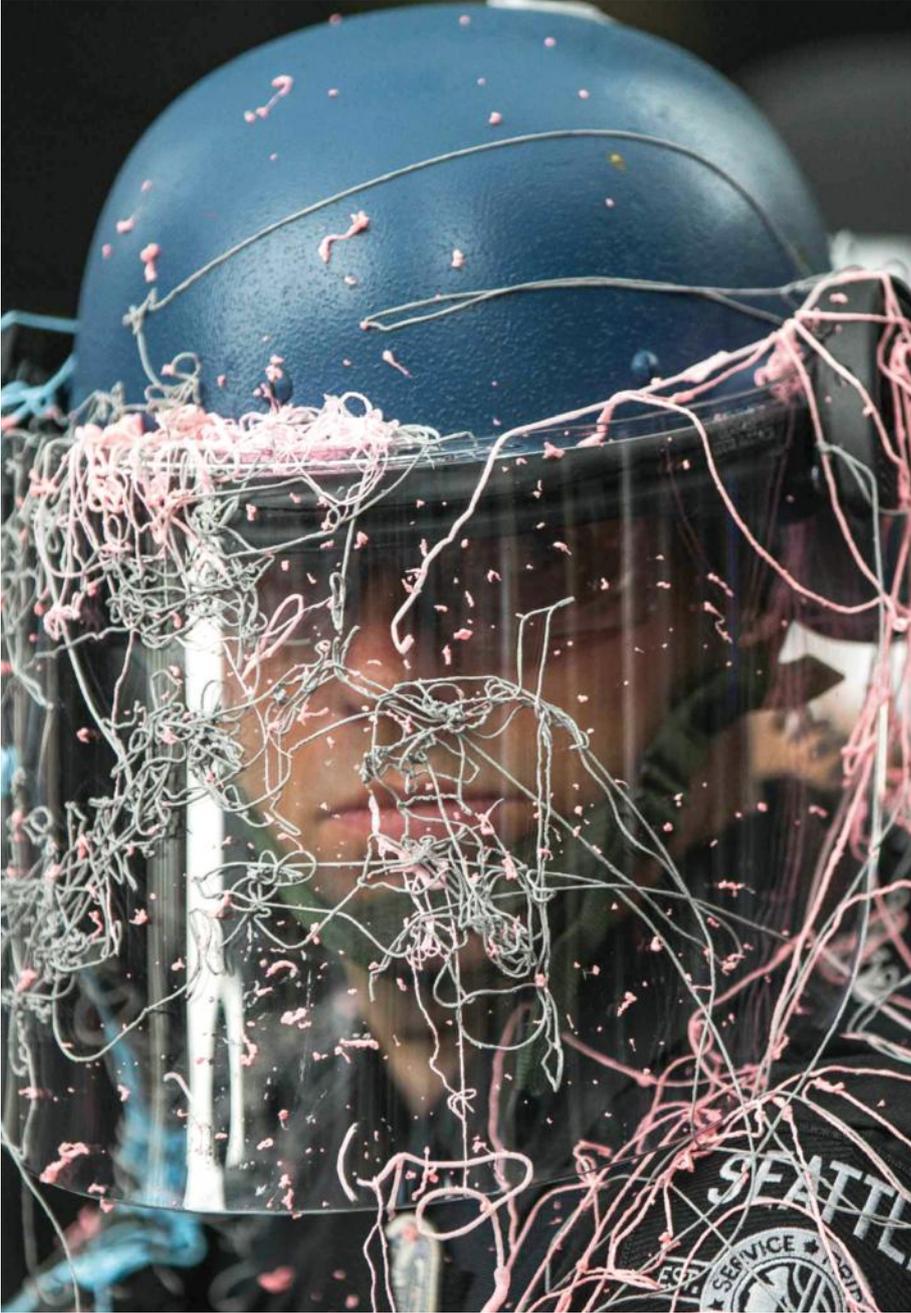
## Was bedeutet für Sie Würde?

In einer Umfrage haben wir Menschen aus unseren Projekten um ihr persönliches Verständnis von Würde gebeten. Svenja Ostojic, Krankenschwester aus unserer Reportage (S. 12), sagt: „Würde bedeutet für mich, dass die Persönlichkeit eines Menschen wertgeschätzt und gestärkt wird; dass Menschen, auch wenn sie alt und krank sind, autonom bleiben können.“

Die gesamte Umfrage finden Sie unter:  
[www.bosch-stiftung.de/menschenwürde](http://www.bosch-stiftung.de/menschenwürde)

# Was ist Würde?







**Petra-Louisa Kuyembeh**

ist in London geboren und aufgewachsen. Niemand in der Familie der heute 24-Jährigen hat vor ihr eine Universität besucht. Dank eines Praktikums, vermittelt von „in2science UK“, hat sie studiert und inzwischen einen Bachelor in Mikrobiologie sowie einen Master in Gesundheitswesen.

# Begegnung mit der Wissenschaft

Niemand aus ihrem Umfeld hatte eine Universität besucht, deshalb glaubte Petra-Louisa Kuyembeh, eine wissenschaftliche Karriere sei für sie unmöglich. Bis sie ein Labor-Praktikum bekam.

# D

as sieht aber ganz schön teuer aus“, schoss es mir durch den Kopf, als ich an meinem ersten Praktikumstag das riesige Labor des UCL Great Ormond Street Institute of Child Health in London betrat. Es war ein heißer Tag im August 2012, ich war 17 Jahre alt und hatte College-Ferien. Ich wollte aber nicht in der Sonne faulenzen, sondern unbedingt ein wissenschaftliches Praktikum machen. Schon seit der Primary School haben mich wissenschaftliche Themen fasziniert. Eindeutige Antworten auf Fragen zu bekommen, das fand ich großartig. Mein Problem war nur, dass ich niemanden kannte, der in irgendeinem wissenschaftlichen Bereich arbeitete, der mir Kontakte hätte vermitteln können.

In England kommen die meisten Wissenschaftler aus einem akademischen Umfeld, haben Familien, die selbst studiert haben. Meine Mutter war an keiner Uni, sie war arbeitslos und alleinerziehend. „Leute wie ich machen doch keine Karriere als Wissenschaftlerin“,

dachte ich. Mir fehlten Vorbilder, Frauen mit Migrationshintergrund aus bildungsfernen Familien, die sich erfolgreich für die Wissenschaft entschieden haben und die mir hätten klarmachen können, dass auch ich natürlich diesen Weg einschlagen darf.

Diese Lücke hat bei mir die Organisation „in2science UK“ gefüllt, die jungen Menschen aus sozial benachteiligten Familien ein zweiwöchiges Praktikum bei Wissenschaftlern vermittelt. Deren Gründerin, Rebecca McKelvey, kam Anfang 2012 an mein College und stellte das Programm vor. Ich bewarb mich – und bekam den Platz bei Iain Dykes, einem Molekularbiologen, der damals am Great Ormond Street Institute zu angeborenen Herzfehlern bei Kindern forschte.

„Hoffentlich mache ich hier keine Fehler – und nichts kaputt“, dachte ich bei meinem ersten Gang durch das gut ausgestattete Labor. Es sah alles so ganz anders aus als in den Schullaboren. Aber Iain Dykes nahm mir schnell meine Angst, zeigte

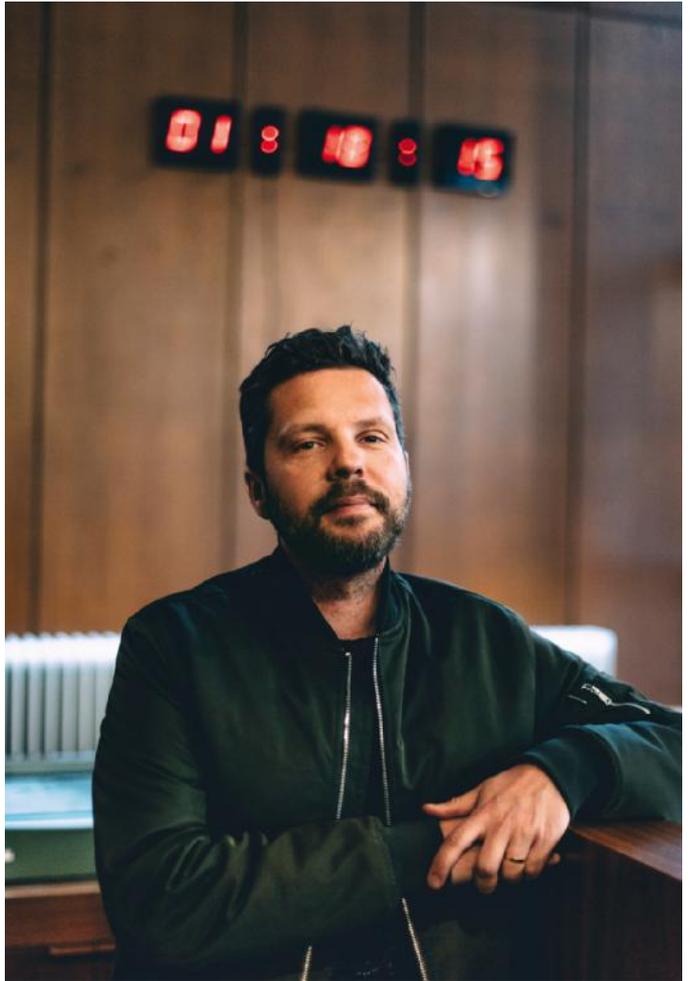
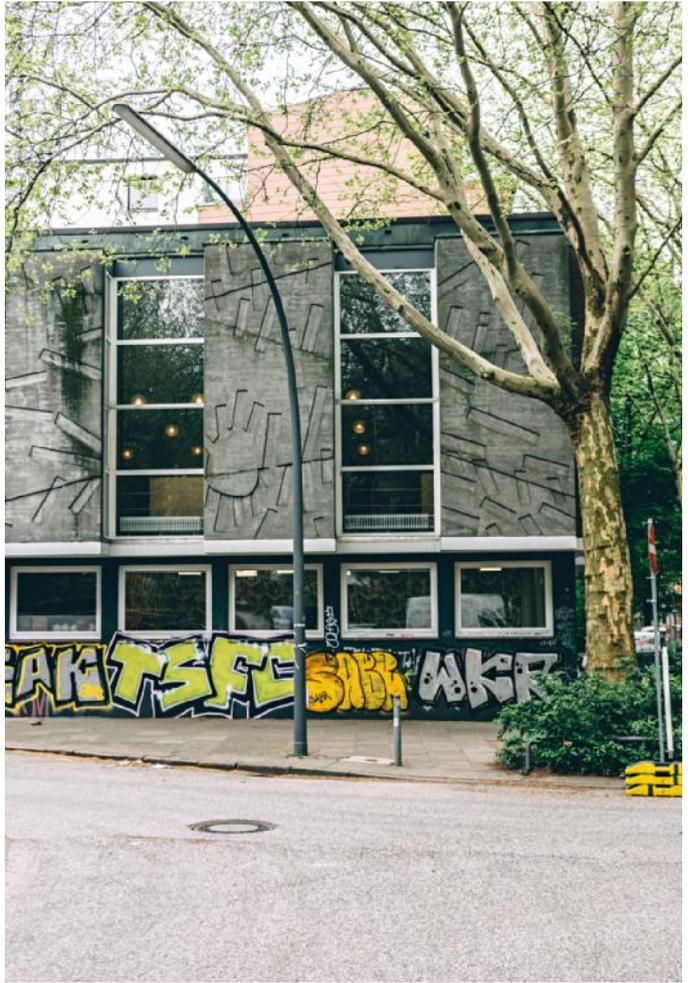
mir, wie ich die Geräte bediene, und setzte mich gleich an ein Mikroskop. Wir untersuchten DNA-Proben, um mehr über das DiGeorge-Syndrom herauszufinden, einem Symptomkomplex bei Kindern.

Die wichtigste Begegnung in meinem Praktikum hatte ich mit einer Mikrobiologin, deren Familie ursprünglich aus Ghana stammt. Sie hat mich so von ihrer Arbeit begeistert und in meinem Wunsch, wissenschaftlich zu arbeiten, bestärkt, dass ich mich an der Universität für Mikrobiologie eingeschrieben habe.

Der familiäre und soziale Hintergrund eines Menschen sollte ihn nicht daran hindern, seine Interessen zu verfolgen und einen Beruf nach den eigenen Neigungen und Stärken anzustreben. Davon habe ich auch meine Mutter überzeugt, die inzwischen selber Kurse an der Universität besucht. Manchmal braucht man einfach nur jemanden in seinem Umfeld mit Kontakten und Erfahrungen. Das kann dann auch mal die Tochter sein.

## In2science UK und Falling Walls Engage

Wie können mehr Menschen mit Wissenschaft in Kontakt kommen? Und wie können besonders diejenigen erreicht werden, die nur selten Berührungspunkte damit haben? Das von der Robert Bosch Stiftung unterstützte Programm *Falling Walls Engage* schafft eine Plattform für erfolgreiche Projekte zur Wissenschaftsvermittlung, die diese Fragen angehen. Dazu zählt auch die Organisation „in2science UK“, die jungen Menschen aus bildungsfernen Familien Praktikumsplätze vermittelt – in den Bereichen Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik (MINT). Bis heute hat „in2science UK“ mehr als 1000 Teilnehmer aus 326 Schulen im Vereinigten Königreich in einen ersten außerschulischen Kontakt mit der professionellen und praktischen Wissenschaft gebracht. Die meisten von ihnen haben sich danach für wissenschaftliche Prüfungsfächer entschieden, viele sogar für eine wissenschaftliche Karriere.



# Gegen den Hass

Gerald Hensel, 43, erlebte einen Shitstorm nach seinem Aufruf #keingeldfürrechts. Anstatt zu resignieren, startete er HateAid, eine Plattform, die Betroffenen digitaler Gewalt Erste Hilfe leistet.

Es war ein Gefühl von Scham über meine Branche, das mich überkam, als ich das erste Mal sah, wie große Unternehmen auf rassistisch und offen rechtsextremen Seiten Bannerwerbung schalteten. Das war vor zwei Jahren, als ein neuer Rechtsruck spürbar wurde, in den klassischen Medien und vor allem in sozialen Medien. Ganz klar in der Mitte der Gesellschaft. Die Artikel und Aussagen auf Internetportalen wurden geschmackloser, stereotypisierender. Ich saß als leitender Angestellter in einer Werbeagentur und war bestürzt, dass viele Unternehmen dies in Kauf nahmen oder – noch schlimmer – es nicht wissen wollten. Werbung hat immer etwas mit Wahrnehmung zu tun und auch mit Besucherströmen. Im TV-Zeitalter galten noch andere Regeln als heute. Heute gilt: Was klickt, verdient Geld. Und Ausgrenzung und Rassismus klicken. Über meinen privaten Twitter-Account startete ich deshalb den Aufruf #keingeldfürrechts. Mit dem Hashtag ging

mein Tweet schnell viral und sorgte für Gesprächsstoff in der Branche. Aber neben vielen Marken, die endlich über unkontrollierte Bannerschaltungen sprachen, bekam ich schnell Gegenwind von rechts. Tausende von beleidigenden Nachrichten und Drohungen, auch Morddrohungen folgten. Es war surreal. Die eigene Geschichte wird einem abgenommen. Kaum ein Polizist oder Staatsanwalt, kaum ein Jurist, nicht mal der Staatsschutz sah sich in der Lage, mir selbst bei schlimmsten Nachrichten zeitnah zu helfen. So musste mein Umfeld einspringen. Mein Freunde wurden zu meinen Beratern und halfen mir durch diese Zeit. Doch es gab auch das Gefühl: Es reicht. Aus meiner persönlichen Grenzerfahrung kam der Ansatz zur Problemlösung – der Weg zur Gründung von Fearless Democracy e.V. begann und der gemeinnützigen Plattform *HateAid*, die Menschen hilft, die durch digitalen Massenhass angegriffen werden. Es gibt bisher kaum Anlaufstellen für

Personen, die Hass im Netz erleben müssen, obwohl es täglich immer mehr werden. Es gibt kaum rechtliche Handlungsmöglichkeiten, um Hetzkampagnen im Netz zu begegnen und Opfer zu schützen. Es gibt kaum Wissen, wie wir unsere Online-Profile schützen, wie wir uns in einem Shitstorm verhalten können und was wir beachten müssen. *HateAid* möchte genau dort ansetzen. Wir stehen nun mit mehreren Mitarbeitern und Beratern bereit, all denen inhaltlich und juristisch zu helfen, die sich Hass

**„Künstlich produzierter Hass ist ein Werkzeug geworden.“**

im Netz im großen Stil ausgesetzt sehen. In den letzten zwei Jahren saß ich oft am Telefon und habe Menschen beraten, die Ähnliches wie ich erfahren haben. Jeder Shitstorm dreht sich um das Unmöglichmachen der Person. Nur in den seltensten Fällen geht es um das Argument. Heute ist künstlich produzierter Hass ein regelrechtes Werkzeug geworden. Wer durch pure Größe im Netz andere einschüchtern will und kleinmacht, lässt Stimmen verstummen und nimmt anderen damit das Recht zu sprechen. Und das gefährdet unsere Demokratie.

## Der Verein

Mit der Gründung von Fearless Democracy e.V. möchte der Werber und Politologe Hensel Strukturen des digitalen Extremismus offenlegen, betroffenen Menschen helfen und die Gesellschaft widerstandsfähiger gegen Populisten machen. Unterstützt von der Robert Bosch Stiftung entstand als erstes Projekt des Vereins Fearless Democracy die Plattform *HateAid*, eine Anlaufstelle für Menschen, die in Shitstorms geraten und durch Hasskampagnen eingeschüchtert werden. Die Plattform findet sich auf [www.hateaid.org](http://www.hateaid.org)



# Am Ruhepol

TEXT  
Martin Petersen

FOTOS  
Charlotte Schreiber

Im Evangelischen Krankenhaus Alsterdorf werden Patienten mit der Nebendiagnose schwere Demenz auf einer eigenen Station behandelt, wo man sich speziell auf sie eingestellt hat. Ein Ortsbesuch.



# D

er ältere Mann mit der Cordhose schreitet langsam über den hell erleuchteten Flur, dreht um und geht denselben Weg zurück, zum wiederholten Mal. Er hat den Drang fortzugehen, wegzufahren, doch das Leben, in das er zurückkehren möchte, liegt weit in der Vergangenheit. Er ist schwer demenzkrank, wie alle Patienten auf der Station David des Evangelischen Krankenhauses Alsterdorf in Hamburg.

Schwester Svenja Ostojic berührt den Mann vorsichtig am Ellenbogen und führt ihn in eine Sitzecke, die einem Wartezimmer nachempfunden ist. „Wir hätten hier auch eine Bushaltestelle einrichten können“, sagt die 40-jährige Stationsleiterin, „doch das hieße, den Patienten etwas vorzumachen.“ Es kommt ja kein Bus. Der würdevolle Umgang mit den demenzkranken Menschen ist eine Aufgabe, die Einfühlungsvermögen und immer wieder auch Kreativität erfordert. „Setzen Sie sich doch schon mal, Herr Schulz\*“, sagt Schwester Svenja, „wir holen Sie dann später wieder ab.“ Herr Schulz setzt sich neben das Schild „Wartezimmer“ und schaut für

eine ganze Weile von dort aus dem Treiben auf der Station zu. „Die Patienten sind in ihrer eigenen Welt“, sagt die Krankenschwester. „Wir wollen ihnen kein Theater vorspielen, aber sie auch nicht immer wieder mit einer Realität konfrontieren, die sie meist gar nicht mehr sehen.“

Die David ist eine internistische Station speziell für Demenzkranke, die aufgrund einer anderen akuten Erkrankung im Krankenhaus sein müssen. 2011 gegründet, war sie bundesweit die erste Fachabteilung für Innere Medizin, in der ein auf Demenzkranke abgestimmtes Gesamtkonzept umgesetzt wird. In deutschen Akutkrankenhäusern ist Demenz unter älteren Menschen weitverbreitet, fast jeder fünfte Patient über 65 ist betroffen, stellte 2016 eine von der Robert Bosch Stiftung geförderte Studie der Hochschule Mannheim und der Technischen Universität München fest. „Patienten mit Demenz brauchen mitunter ein besonderes Setting, das auf Allgemenstationen nur schwer umsetzbar ist“, sagt Christian Kügler, der als Chefarzt der Geriatrie und Inneren Medizin für die Station David

\* Die Namen aller Patienten sind geändert, zudem haben wir bei Personen, die im Bild gezeigt werden, auf Schilderungen von Krankheitsumständen und privaten Aspekten verzichtet.

verantwortlich ist. Diese Patienten zeigten vielleicht abwehrendes, aggressives Verhalten oder die Tendenz, irgendwohin laufen zu wollen. „Auf der Allgeminstation wäre das Personal ein Stück weit überfordert“, sagt er. Üblicherweise würden solche Patienten dort stärker durch Medikamente ruhig gestellt oder sogar mechanisch in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt, was bei Demenzpatienten ein Delir – eine akute Verschlechterung der Gehirnfunktionen – auslösen kann. „Auf der David haben wir da andere Möglichkeiten“, sagt Kügler.

Es ist sechs Uhr morgens. Schwester Svenja übernimmt die Station von der Nachtschicht, zusammen mit einer Kollegin, einem Kollegen und einer Pflegeschülerin. Während die anderen um einen Tisch herum sitzen und Kaffee trinken, berichtet die Nachtschwester von den Patienten, erzählt, welche Betten sie mehrfach neu bezogen hat, wer schreiend aufgewacht ist und von ihr beruhigt werden musste. Plötzlich ertönt ein fragendes „Hallo?“ von nebenan. Eine Patientin ist schon wach, steht im Morgenmantel im offenen Dienstzimmer und wird freundlich begrüßt.

Die elf Patienten der Station David sind – mit einer Ausnahme – über achtzig Jahre alt. Um ihnen ein gutes Gefühl zu geben, ist die Station an vielen Orten so eingerichtet, dass sie sich an ihre jungen Jahre erinnert fühlen: Von Plakaten an den Flurwänden grüßen Heidi Kabel, Freddy Quinn, Hans Albers, Humphrey Bogart und die Beatles. Die Zimmertüren haben große Zahlen und unterschiedliche Farben, sodass sich die Patienten leichter zurechtfinden. Um sie vom Verlassen der Station abzuhalten, behilft man sich mit einem Trick: Es gibt nur einen Ausgang, der direkt hinter dem offenen Dienstzimmer liegt – und der ist als Aquarium getarnt. An einer anderen Stelle befindet sich in der Flurwand ein echtes Aquarium, durch das man ins „Wohnzimmer“ schauen kann. Dieser Aufenthaltsraum könnte als kleines Museum deutscher Inneneinrichtung durchgehen. Es gibt einen Weltempfänger aus den Fünfzigern, die beiden Lampen sind Nachbauten des Designklassikers PH 5 von Poulsen aus dem

## „Die Patienten sind in ihrer eigenen Welt.“

### Bild Seite 12

Hund zu Besuch: Rhodesian Ridgeback Kate muntert manche Patienten ganz ohne Worte auf.

### Links

In den Speisesaal werden auch kaum mobile Patienten geführt, damit sie am Stationsleben teilhaben können.

### Unten

Schwester Svenja leitet die Station David – sie ist von Anfang an dabei.



Jahr 1958, die Streifentapete mit Rosen erinnert an die Siebziger.

Um sieben Uhr sitzen im Speiseraum schon Frau Dierkes und Frau Brinkmann zum Frühstück. Eine feste Zeit für alle gibt es nicht – wer ausgeschlafen und später essen möchte, darf das. An der Wand hängt das heutige Datum übergroß zwischen den Fenstern, durch die man einen knospenden Baum, einige Wohnhäuser und den strahlend blauen Himmel sehen kann. Frau Dierkes hatte nach ihrer Einlieferung zunächst die Nahrungsaufnahme verweigert, eine Pflegeschülerin reicht ihr nun Löffel um Löffel geduldig den Brei an. Dierkes spricht nicht, zieht aber nach fast jedem Löffel den Mund spitz zusammen und die Schultern hoch. „Du guckst, als ob das sauer ist“, sagt die Schülerin, „– süßer geht ja kaum.“ Sie streicht der alten Frau mit den kurzen weißen Haaren über die Wange und erklärt ihr, dass im Brei Medikamente sind, die sie braucht. Geduzt wird hier nur, wenn die Patienten oder ihre Angehörigen das wünschen. Frau Dierkes reagiert nicht. Ob sie wohl versteht? Es dauert zwanzig Minuten, bis die Schale leer ist.

Um achtsam und respektvoll mit Demenzpatienten umzugehen, ist Zeit ein entscheidender Faktor, denn auch in den fortgeschrittensten Stadien der Demenz haben die Patienten noch einen Willen und eine Einverständnis- und Kooperationsfähigkeit. „Um den mutmaßlichen Willen herauszufinden“, erklärt Chefarzt Kügler, „muss man sich auf den Patienten einlassen, braucht Zeit für die Beobachtung seiner persönlichen Verhaltensweisen und wirklich viel Fingerspitzengefühl.“ Das bestätigt auch Andreas Kruse, Direktor des Instituts für Gerontologie der Universität Heidelberg und seit 2003 Vorsitzender der Altenberichtskommissionen des Bundestags. Er hat intensiv zu diesem Thema geforscht. „Jegliche Form des Übergehens dieses Willens, jegliche Missachtung der Autonomie kann bei einem demenzkranken Menschen zu innerer Unruhe, zu Agitiertheit, ja, zu Protest und Ablehnung führen“, sagt er. „Entscheidend ist, dass wir uns in Mimik und Gestik eines demenzkranken Menschen einlesen, und wenn uns dies gelingt, können wir differenziert



und zuverlässig beurteilen, welche Situationen dieser positiv, welche er negativ, welche er neutral bewertet.“ So erhalte man eine Art Kompass, anhand dessen man entscheiden könne, in welchen Situationen man demenzkranke Menschen führt oder eben nicht führt.

Schwester Svenja ist einem Ruf in Zimmer sieben gefolgt, zum ersten Mal kommt so etwas wie Eile auf. Im vorderen Bett liegt Herr Krüger. Er wurde vor Kurzem von der Intensivstation gebracht, ist körperlich sehr geschwächt und muss künstlich ernährt werden. Gerade hat er sich den Infusionsschlauch an der Hand und die Magensonde, die über die Nase geführt wird, herausgerissen und versucht, aufzuste-

#### Oben

„Wenn man singt, freut sich das Herz auch“, übersetzt Frau Fischer das spanische Lied.

#### Rechts

Im „Wohnzimmer“ erinnern Heinz Rühmann und viele andere Details an vergangene Zeiten.

hen. Zwei Pfleger und eine Ärztin stehen nun an seinem Bett und beraten, was zu tun ist. „Vielleicht doch fixieren?“, sagt die Ärztin leise zu Schwester Svenja. „Nein, das würde ich auf jeden Fall vermeiden wollen“, antwortet diese – und wendet sich dann dem Patienten zu, fasst seine Hand: „Herr Krüger, wir machen den Schlauch jetzt wieder dran, aber bitte nicht aufstehen!“ Krüger schaut sie still an. „Nicht aufstehen, versprochen?“ „Ja, ja“, antwortet er. „Ehrenwort?“ Der Patient nickt leicht. „Gut.“ Die drei verlassen den Raum. „Den werden wir heute noch öfter wieder befestigen müssen“, vermutet Schwester Svenja. Auch die Magensonde wird etwas später, nach Rücksprache mit den Angehörigen, noch einmal gelegt.

Eine Stunde vor dem Mittagessen kommt Besuch. Musiktherapeutin Gertrud Ganser stellt sich im Speiseraum vor und startet dann die Musik – „das ist ein Foxtrott!“ Herr Winter, 80 Jahre, edle Armbanduhr und gute Schuhe, fordert sie auf, die beiden Tänzer harmonieren wie ein eingespieltes Paar. „Toll mal jemanden zu haben, der gut tanzen kann“, freut sich Ganser. Dann legt sie etwas Lateinamerikanisches für Frau Fischer auf, die den Text mitspricht und sogar übersetzen kann. „Wenn man singt, dann freut sich das Herz auch“, interpretiert sie die spanische Liedzeile. Ganser lacht. Als Nächstes ist Frau Dierkes an der Reihe, die zusammengekauert am Tisch sitzt und seit sie am Morgen den Brei angereicht bekommen hat kaum eine Regung gezeigt hat. „Ich habe etwas für Sie“, sagt Ganser und startet mit einem Knopfdruck auf ihrer kleinen Fernbedienung „Oh, Donna Clara“, einen Tango aus den Zwanzigern in der Version von Alfred Hause und Orchester. Dierkes schaut sie an, öffnet den Mund, fährt sich mit der Hand durch die Haare. Ganser setzt sich ihr gegenüber, fährt sich ebenfalls mit der Hand durchs Haar und spiegelt ihre Bewegungen. Mit dieser Methode lässt sich zu verschlossenen Patienten manchmal Kontakt aufbauen. Nach einer guten halben Minute steht die alte Frau auf, bewegt sich mit wackeligen Schritten auf die Therapeutin zu und sucht ihre Handgelenke. Sie lachen

sich an, halten sich an den Armen und tanzen auf der Stelle – eine unerwartete Wendung für die übrigen Anwesenden, die aufmerksam zuschauen. Auch beim letzten Lied steht Frau Dierkes wieder auf und bewegt sich wiegend hin und her. „Wollen Sie sich noch mal hinsetzen?“, fragt die Therapeutin schließlich und fasst die Patientin sanft am Ellenbogen, bis sie wieder sitzt. „Ich schieb sie noch mal ein bisschen ran – auf Wiedersehen!“

Während Ganser Schwester Svenja auf dem Flur von ihrer unerwarteten Tanzpartnerin berichtet („Frau Dierkes ist richtig aufgetaut heute!“), setzt sich im Gemeinschaftsraum Herr Winter, der gute Tänzer, neben Frau Dierkes, spricht sie an, und nach einigen Augenblicken nimmt sie seine Hand. Zwischen den aufgeklebten Blumen der Plexiglasscheibe kann man erkennen, dass Winter der Frau, die zuvor so in sich gekehrt und isoliert wirkte, freundschaftlich über die Wange streicht. „Manchmal setzt die Musik etwas Gutes in Gange, das sich dann zwischen den Menschen fortpflanzt“, erklärt Therapeutin Ganser zufrieden.

Eine internistische Station wie die David in Alsterdorf ist noch immer selten in Deutschland. „Dabei entlastet sie die Allgemeinstationen erheblich“, sagt Christian Kügler. Man dürfe es nur nicht so verstehen, warnt der Chefarzt, dass man durch die Station im übrigen Krankenhaus nichts mehr mit demenzkranken Patienten zu tun hätte. Auch auf der Allgemeinstation müsse man eine sich entwickelnde Demenz diagnostizieren und mit schwächeren Ausprägungen der Krankheit sensibel umgehen können. „Bei uns ist daher das Personal des gesamten Krankenhauses, nicht nur der Station David, speziell geschult.“ Die Robert Bosch Stiftung fördert diese Entwicklung einer gesamten Klinik zum demenzsensiblen Krankenhaus in Alsterdorf und an 16 anderen Standorten in Deutschland.

Auch Gerontologe Kruse ist vom Modell der Station David überzeugt. „Um ein solches Modell flächendeckend umzusetzen“, sagt der Heidelberger Forscher, „müssen wir bei Klinikverantwortlichen noch ein deutlich höheres Bewusst-



## „Manchmal setzt die Musik etwas in Gange, das sich dann zwischen den Menschen fortpflanzt.“

sein für jene Verantwortung schaffen, die wir mit Blick auf die Lebensqualität demenzkranker Menschen auch im Klinikalltag tragen.“ Kruse sieht auch die Entscheidungsebene der Krankenkassen angesprochen, schließlich sei ein solches Modell ressourcenintensiv. Dass die zusätzlichen Personalkosten nicht durch Gelder der Krankenkassen gedeckt werden, belegt eine Studie des Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE), die die Wirksamkeit der Station David untersuchte. Doch auch wenn eine solche Station für den einzelnen Krankenhausträger nicht rentabel ist, könnte sie sich für das Gesundheitssystem insgesamt rechnen. „Auf der Station David verhindern wir Stürze, verabreichen weniger Neuroleptika“, sagt Chefarzt Kügler – wodurch, vermutet er, es den Patienten länger gut gehe, sie insgesamt weniger Krankenhausaufenthalte bräuchten und erst später ins Pflegeheim müssten. Die UKE-Studie stützt diese Annahme und stellt fest, dass die Volkswirtschaft durch die Vermeidung von Folgekosten profitiert.

Es ist dreizehn Uhr. Auch Schwester Svenja bekommt nun, eine Stunde vor ihrem Schichtende, noch etwas von der positiven Wirkung der Musiktherapie ab. Während die anderen Patienten schon ihr Mittagessen serviert bekommen haben, sitzt Frau Dierkes noch am leeren Tisch. Als Schwester Svenja an ihr vorbeigeht, ruft sie. Die Stationsleiterin kniet sich neben sie. „Na, meine Süße, willst du was essen?“ Als Antwort bekommt sie einen Kuss auf die Wange. „Manchmal bin ich schon mit Kopfschmerzen nach Hause gegangen“, sagt die Krankenschwester wenig später, „aber heute war eine richtig schöne Schicht, ein Supertag.“

## Fotografie und Würde

Alle Patienten, deren Gesichter in dieser Reportage zu erkennen sind, wurden von der Stationsleiterin Svenja Ostojic im Vorfeld mehrmals gefragt, ob sie einverstanden sind, für unser Magazin fotografiert zu werden. „Sie haben verstanden, worum es geht“, sagt Schwester Svenja, „und sie waren einverstanden.“ Während des Besuchs zeigten sie sich auch der Fotografin gegenüber aufgeschlossen. Frau Fischer war als Einzige in der Lage, selbst eine Einverständniserklärung zu unterschreiben – für die übrigen Patienten haben dies Angehörige übernommen, die die Vormundschaft ausüben.



# Ein Schirm über jedem

Der Soziologe Armin Nassehi über den ersten Satz unserer Verfassung als Orientierung und Schutz in einer sich verändernden Gesellschaft.

Die im ersten Artikel des Grundgesetzes niedergelegte Selbstverpflichtung aller staatlichen Gewalt auf die Achtung und den Schutz der Würde des Menschen formuliert eine Bedingung der Unbedingtheit. Die Würde des Menschen gilt unbedingt – sie ist nicht an Bedingungen gebunden, nicht an angemessenes Verhalten, nicht an die Einhaltung der Gesetze oder anderer Normen, nicht einmal daran, ob der Träger der Menschenwürde selbst die Würde anderer Menschen achtet. Man könnte sagen: Auch dem Unwürdigsten wird noch Würde zuteil, und der Staat ist jene Instanz, die dies zu schützen hat.

Die Idee der unbedingten Würde des Menschen hat religiöse Vorläufer, man denke an die Figur der Gottes Ebenbildlichkeit jedes Menschen, auch des Geringsten. Und sie ist wohl das konstitutive Merkmal der Aufklärung, man denke hier an Samuel Pufendorfs naturrechtliche Begründung der Würde des Menschen oder noch mehr an Immanuel Kants Selbstzweckformel – der Mensch als ein Zweck an sich.

Mit der Formulierung dieser Prinzipien lassen sich Menschen oder Menschengruppen nicht mehr widerspruchsfrei als von minderer Natur oder geringerem Wert bezeichnen, auch wenn sich die gesellschaftliche Praxis nicht flächendeckend daran hält. Die normative Figur der Würde hat freilich eine empirische Basis, denn die zuvor geradezu selbstverständliche Klassifikation von Menschen trifft auf eine Gesellschaft, die sich verändert: Der Mensch in einer modernen Gesellschaft lässt sich kaum mehr mit einigen wenigen Eigenschaften beschreiben, die ihn in Gänze ausmachen.

Im Vergleich zu früheren Gesellschaftsformen ist der einzelne Mensch heute davon geprägt, dass er gleichzeitig mehrere Rollen trägt, dass seine Sozialbezüge wechseln, dass er sich in unterschiedlichen Kontexten aufhält. War die Existenz eines Menschen in vormodernen Sozialformen letztlich durch seine Familienmitgliedschaft, seinen Ort oder seine konkrete soziale Position fast ein-



## „Die Idee der Würde ist eine Emanzipation von der Macht der Gesellschaft über das konkrete Individuum.“

deutig bestimmt, so gilt das für moderne Gesellschaften nicht mehr. Schon die Trennung von Arbeit und Privatleben, aber auch die hohe soziale Mobilität, die starke Arbeitsteilung und nicht zuletzt die Erwartung an eine individuelle Lebensführung führen dazu, dass die Individualität des Menschen nicht durch eine soziale Beziehung ausgedrückt werden kann. Niemand ist nur Familienmitglied oder Ehepartner, nur Mann oder Frau, nur Arbeitnehmer oder Mitglied eines Vereins, nur Rechtsperson, sondern auch politischer Bürger. Niemand ist nur Patient oder nur Kunde. Sogar ein verurteilter Häftling ist nicht nur Strafgefangener, obwohl ihm in Haft weniger Bezüge zur Verfügung stehen. In diesem Kontext erst entsteht die Frage, was denn ein Mensch sei – ganz unabhängig von seinen Bezügen, seinem sozialen Status, unabhängig von den Zufällen seines konkreten Lebens und den Limitationen seiner individuellen Existenz. Die Antwort auf die Frage stößt unweigerlich auf Unbedingtheit – also darauf, dass es für die bloße Existenzberechtigung und die Gewährung von existenziellen Grundrechten keiner äußeren Bedingung bedarf. Letztlich ist die Idee der Würde auch eine Emanzi-

pation von der Macht der Gesellschaft über das konkrete Individuum. Zwar findet alles, was Menschen tun, in sozialen Bezügen und Verhältnissen statt. Aber die Individualität selbst hat letztlich keine eindeutige soziale Adresse. Damit wird die Individualität jedes Individuums schon aus strukturellen Gründen aufgewertet. Die Kantische normative Idee des Selbstzwecks kennt also ein empirisches Korrelat: nämlich dass vor jeder konkreten Zwecksetzung im Bezug zu einem konkreten Individuum das Individuum schon da ist.

Es wäre ein Kategorienfehler, aus dem Sein ein Sollen abzuleiten. Aber aus dem Sein, also aus der empirischen Erfahrung der multiplen sozialen Bezüge, lassen sich die Bedingungen ableiten, unter denen normative Ideen entstehen, womöglich sogar ein normativer Fortschritt. Die starke Idee der Würde des Menschen besetzt eine Funktionsstelle, die den Menschen in früheren Zeiten in feste, unauflösbare und unüberwindbare Identitäten hineingezwungen hat – ob es die Position in der Hierarchie der Gesellschaft war, die Herkunft, das Geschlecht oder auch die Hautfarbe. Vor diesem Hintergrund ist die Menschenwürde ein Garant für die Achtung des Menschen unabhängig von seinen Eigenschaften. Das bekommt in einer Welt, in der die Menschen aus ganz unterschiedlichen Motiven wieder auf ihre nationale Herkunft, ihre ethnische Natur, ihr Geschlecht, ihre Hautfarbe oder ihr sexuelles Begehren festgelegt werden, eine ganz aktuelle Bedeutung.

Der Staat kann nicht garantieren, dass sich die gesellschaftliche Dynamik daran hält, diese Unbedingtheit des Menschen stets zu berücksichtigen. Er verpflichtet sich aber mit dem ersten Satz seiner Verfassung darauf, sich selbst solchen gesellschaftlichen Dynamiken nicht anzupassen. Was das freilich im Einzelnen und in konkreten Fällen bedeutet, lässt sich nicht einfach aus dem Text des Artikels 1 GG herleiten, sondern muss Gegenstand politischer und rechtlicher Diskurse sein.

# Die Influencerinnen

TEXT  
Nicole Zepter

FOTOS  
Evelyn Dragan

Sie sind junge muslimische Frauen und kämpfen gegen Klischees und Ungerechtigkeit.

Jede auf ihre eigene Art. Damit stärken sie nicht nur andere Frauen, sondern auch den Zusammenhalt in unserer Gesellschaft.



## Die Realistin

Merve Gül, 27 Juristin, Bloggerin

„Was wäre, wenn ich all das nicht wäre, Frau, Muslimin, Migrantin? Nach welchem Anspruch würde ich leben?“, fragt Merve Gül, 27, Juristin, CDU-Mitglied und Bloggerin. Die Schwäbin arbeitet als Rechtsreferendarin und hat sich mit ihrer Stimme in den Medien einen Namen gemacht. Sie stellt Dinge infrage, nimmt aufgebauchten Debatten den Wind aus den Segeln. „Ich habe kein schlechtes Gefühl, wenn ein Richter oder eine Richterin einen Turban, ein Kopftuch oder eine Kippa trägt“, erzählt Gül. „Es ist die unsichtbare Neutralität, die mir Sorge macht. Weiß ich, ob ein Richter oder eine Richterin einer rechtspopulistischen Partei nahesteht?“ Man kann sich Gül gut in der Politik vorstellen. Ob als

Anwältin oder in einem Ministerium, sie möchte die Anzahl derer reduzieren, denen es heute nicht gut geht. Man nimmt es ihr ab. „Ich bin eine optimistische Realistin.“ Schon als Kind gibt Gül denen Nachhilfe, die sich keine Nachhilfe leisten können. Macht Eltern Mut, die sich nicht trauen, Lehrer anzuzweifeln. Zur CDU kommt sie, als 2013 die Diskussion um die doppelte Staatsbürgerschaft entbrennt. Auch, um Entscheidungsträgerin zu werden. Sie sagt: „Man muss in Räume gehen, in denen man normalerweise nicht ist.“ Es sind zumeist männerdominierte Räume. „Junge, gut ausgebildete Frauen machen Angst. Dabei wollen wir niemanden den Platz wegnehmen, wir wollen den größeren Tisch.“



## Die Zielgerichtete

**Sidonie Fernau, 31, Geschäftsbereichsleiterin des Paritätischen Wohlfahrtsverbands in Hamburg, Politikwissenschaftlerin**

Als im September 2015 viele Geflüchtete an den Hamburger Hauptbahnhof kamen, leitete Sidonie Fernau die Einrichtung, in der sich Ehrenamtliche um die Erstversorgung kümmerten. Kinder der umliegenden Schulen schmierten Brötchen, Menschen gründeten Kleiderkammern, andere Dolmetscherbüros. Heute berät sie Geflüchteten selbstorganisationen, Migrantinnenorganisationen und islamische sowie alevitische Gemeinden. Dabei wollte Fernau nach ihrem Studium in Istanbul eigentlich nach England ziehen, wo heute ein Großteil ihrer Familie lebt. Es kam anders. Fernau ist auf dem Land zwischen Stade und Cuxhaven aufgewachsen. Ihre Mutter ist Jamaikanerin, der

Vater Palästinenser. Schon in der zehnten Klasse wird ihr klar: Sie möchte Geschichte, Sprachen und Kulturen des Vorderen Orients studieren – und Brücken bauen. Denn der Zugang zu Grund- und Menschenrechten wie beispielsweise in den Bereichen Wohnen oder Arbeit ist eben nicht für alle gleich. Eine Podiumsdiskussion gibt den Funken, sich dem „Paritätischen Wohlfahrtsverband“ anzuschließen. Heute ist sie Führungsperson und Inspiration zugleich. Auch wenn sie in ihrer Arbeit Diskriminierung erlebt, konzentriert sie sich auf das, was wichtig ist: „Wir müssen für Sensibilisierung sorgen.“



## Die Sanfte

**Nicole Erkan, 39 Soziologin  
und Islamologin**

„Angekommen sind wir schon lange in der Mitte der Gesellschaft“, sagt Nicole Erkan. Die Mutter von zwei Kindern leitet das „Muslimische Familienbildungszentrum MINA e.V.“ in Duisburg, das Sozialberatung, Bildung und Begegnung anbietet. Sie wirkt zart und mitfühlend, dabei ist ihr Lebensweg von Mut geprägt. Christlich erzogen, beschließt sie mit 13, die religiöse Zugehörigkeit im Islam zu suchen. Es sind Schulfreunde, die sie inspirieren. Mit 22 konvertiert sie, heute ist die Soziologin und Islamologin erste Vorsitzende des Bildungszentrums und eine feste Größe in der Community. Früher haben sie und ihre Kolleginnen, die einen Hijab tragen, nach dem Studium nicht einmal einen

Praktikumsplatz bekommen. Deshalb gründeten sie selbst, das Bildungszentrum MINA war geboren. „Man muss sich seiner Würde bewusst bleiben. Wäre ich Punkerin, hätte ich grüne Haare. Ich bin Muslimin und trage nun mal ein Kopftuch“, sagt sie. MINA arbeitet mit den Methoden der Gewaltfreien Kommunikation. Den Gefühlen Raum geben, Bedürfnisse formulieren ist etwas, mit dem Erkan Erfolg hat. Mehr und mehr Frauen engagieren sich ehrenamtlich. Auch Eltern, die Agnostiker sind, kommen mit ihren Kindern in den Islamunterricht. Die Stadt Duisburg empfiehlt das Zentrum weiter. Erkan fasst es so zusammen: „Deutsch sein und Muslim sein schließen sich eben nicht aus.“



## Die Lässigen

**Mariam Mehr, 22,  
Zahnmedizinstudentin**

„Das Wort ist Macht. Das Wort ist taktvoll.“ So beschreibt es Hosnijah Mehr in einem Text, den sie auf den Poetrybühnen des Landes vorträgt. Gemeinsam mit ihrer Schwester Mariam wohnt sie seit Kurzem in Mainz. Mariam und Hosnijah sind Stuttgarterinnen. Schwaben-Musliminnen, sagen sie. Ihre Eltern kommen aus Afghanistan. Die Schwestern wollen die Zukunft mitgestalten. Mariam leitete bis vor Kurzem die Stuttgarter Lokalgruppe der „Muslimischen Jugend in Deutschland“. Eines ihrer wichtigsten Kooperationsprojekte: ein interreligiöses Fastenbrechen. Sie wollten zeigen, dass Muslime und Christen sehr viel miteinander gemeinsam haben und bei der Gestaltung der

Gesellschaft zusammenwirken können. „Es gibt viele muslimische junge Frauen, die gerne ein Kopftuch tragen würden und eben den Mut aufbringen möchten, den viele Musliminnen bereits Tag für Tag beweisen. Denn sie wissen, dass sie für das Zeigen ihrer Überzeugungen Schwierigkeiten in Kauf nehmen müssen, sei es bei der Wohnungssuche oder Jobsuche“, erzählt Mariam. Und ergänzt: „Wenn Medien und Politik Muslime weiterhin so schlecht darstellen, rennen wir gegen die Wand.“ Doch mit der Kraft des Unbeschweren, die die Schwestern ausstrahlen, haben sie die Stimme und die Macht, dies zu ändern. Oder wie Hosnijah es formuliert: „Das Wort macht dich frei.“



## Das Engagement

Muslime engagieren sich in vielfältiger Weise für die Gesellschaft, und die Robert Bosch Stiftung möchte dieses Engagement stärken. Mit dem Programm *YALLAH* fördert die Stiftung junge Muslime, die aus ihrem Glauben heraus soziale Projekte umsetzen. Das Programm *Mitgestalten - Muslimische Frauen engagieren sich* richtet sich an Musliminnen, die sich in den unterschiedlichsten Bereichen der Zivilgesellschaft einsetzen wollen. Teilhabemöglichkeiten verbessern und den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärken: Das sind die Anliegen, die hinter diesen Programmen stehen.

# Angry Young Man

TEXT

Dimitrij Kapitelman

ILLUSTRATION

Jordy van  
den Nieuwendijk

Der Autor Dimitrij Kapitelman wuchs mit Demütigung und Gewalt auf. Erst als Erwachsener kam die Wut in ihm hoch – aber nicht gegen die Neonazis, die ihn verprügelten.

Es ist das Jahr 1997. Ich bin zehn Jahre alt und seit etwa 24 Monaten in Deutschland. Kiew, Asylbewerberheim Meerane, nun Grundschule Miltitz, Leipzig. Über Wochen brüste ich mich vor meinen Eltern damit, dass auf meinem Abschlusszeugnis im Fach Deutsch die Note Eins prangen wird. Am Tag der Vergabe entdecke ich aber eine unerklärliche Zwei. Verzweifelt wanke ich zu meinen Eltern. Der festen Überzeugung, dass sie so eine Ungerechtigkeit gegenüber ihrem Jungen nicht dulden werden. Doch sie ziehen mich lediglich zu sich und wir werden klein wie ein Komma. Eine Zwei reicht für die Gymnasialempfehlung. Und die wollen meine Eltern auf gar keinen Fall gefährden. Gedemütigt schleichen wir heim. Wir konnten uns die teure Wut nicht leisten.

Wut ist vielleicht die politischste Emotion von allen. Keine andere menschliche Regung wird kollektiv schneller geächtet und sanktioniert. Wer Zorn zeigen darf, ist privilegiert. Donald Trump kann sich täglich auf Twitter austoben. Im positiven Fall kann Wut Ungerechtigkeit deutlich machen, Wandel bewirken. Oder schlichtweg explodieren, ohne jeglichen Fortschritt. So wie es oft passiert, wenn die Emotionen junger Männer in physische Gewalt umschlagen.

Meinen Vater habe ich als einen Mann erlebt, der seine Wut unter der Matratze hortet. Ein im repressiven Sowjetsystem aufgewachsener Jude, pummelig, ruhesüchtig, einfach kein Kämpfer. Damals aber, emsig mit dem Expander im Wohnzimmer trainierend, halte ich ihn für den russischen Rambo. Eines Tages ruft mein Vater schnaufend, dass es auch für mich langsam Zeit werde, am Torso zu arbeiten. Und ich nehme diese Mannmahnung stolz auf. Mehrmals höre ich ihn zu Hause fluchen, dass man ihn in diesem Land nicht ernst nehme. Neonazis überall im Viertel. An manchen Tagen zieht sich mein Vater nicht mal richtig an. Es ist 1998, als das Gymnasium beginnt. Ich bin demotiviert, die lausigen Noten sind tatsächlich verdient.

Meine Mutter ist in dieser Phase der produktivste Teil der Familie. Lernt Deutsch, verdient Geld, bringt mir Rad fahren bei und nimmt das neue schwierige Leben nicht persönlich. In dieser Zeit beginne ich zu ahnen, weshalb Frauen sich in der Regel schneller integrieren. Weil sie nicht eingebüßtem Status, Stolz und diffusem Ehrgefühl nachtrauern. Welchen Wutweg würde ich gehen?

Mit dreizehn, als ich ein halbes Dutzend Expanderzüge schaffe, erkennen die Neonazis im Block meinen Torso feierlich an – indem sie mich verprügeln. Seltsamerweise kann ich mich nicht erinnern, danach wütend gewesen zu sein. Nicht am nächsten Tag, nicht im folgenden Jahr. Mein Vater rät mir ständig, still und dankbar im fremden Land zu sein. „Du meinst so still wie die Leute, die damals nichts gegen den Holocaust vor ihrer Haustür gesagt haben?“, blaffe ich besserwisserisch. Ich werde ein Rebell, aber um mit der Faust in der Tasche herumzulaufern, begeistert mich das beginnende Leben viel zu sehr. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis es mich unweigerlich zum Präsidenten, Rockstar oder Profibasketballer macht. Ich sondiere meine Karrieremöglichkeiten mit meinem Hund und meiner Katze, beim täglichen Kuscheln nach der Schule. Vielleicht ist es das weiche Wesen meines Vaters, das mich in dieser Zeit vor böser Bitterkeit bewahrt. Den Neonazis fühle ich mich gerade durch meine Friedfertigkeit überlegen. Manchmal tun sie mir sogar leid. Ich habe nicht den Eindruck, dass sie durch Baseballschläger ihren jeweiligen Zielsetzungen evident näherkommen. Haben sie zu Hause keine Kuschelberater? Eher unbewusst erkenne ich in ihnen das genaue Vorbild von allem, was ich nie werden will. So absurd es vielleicht klingen mag, dieses abschreckende Beispiel wirkte geradezu beruhigend auf mich als einen heranwachsenden, suchenden Menschen. Ein liebevolles Zuhause, der Glaube an sich selbst, Bildung – das sind Faktoren, die einen jungen Mann davon



**„Wut ist vielleicht  
die politischste  
Emotion von allen.“**

abhalten, bei Problemen auszurasen. Und doch ist keiner von ihnen endgültig überzeugend. Mit Anfang zwanzig kommt meine Wut dann doch. Nicht auf die Schläger von damals, sondern auf die Schweiger. Die Nachbarn, die die Gewalt von ihren Balkonen aus sehen konnten und nie die Polizei riefen. Die Polizisten, die immer erst so spät kamen. Die Journalisten, die nie über die Gewalt in meinem Viertel berichteten. Und auf meine Eltern, die mich erst an diesen Ort brachten und dann alles aussitzen wollten. Ich bekomme psychische Probleme, breche beinahe das Studium ab. Als Erwachsener zu realisieren, dass manche Menschen wegen viel weniger wütend sein dürfen als andere, ist extrem demoralisierend. Klein wie ein Komma macht man schnell den Satz zum Zynismus, zu bitterer Ohnmacht oder radikaler Rache. Mein Glück war, dass ich mir durch das Schreiben ein wenig Gehör verschaffen und als Journalist das Gefühl der Ohnmacht abschütteln konnte. Die kollektive Lösung kann aber nur sein, den schwächer gestellten Gruppen unserer Gesellschaft nicht das Gefühl zu geben, dass sie egal sind. Wenn beispielsweise muslimische Frauen gegenwärtig als Kopftuchmädchen verunglimpft werden - ohne Konsequenzen -, fühlen sie genau das. Die deutsche Gesellschaft muss mehr denn je demonstrieren, dass ihr derartige Demütigungen nicht gleichgültig sind. Sie muss sich aufregen, um letztlich zu beruhigen.

# Menschenwürde – eine Frage der Perspektive?

Eine Diskussion über Menschenrechte im internationalen Austausch mit dem chinesischen Journalisten Shi Ming, der ghanaischen Beraterin für soziale Entwicklung Theo Sowa und dem deutschen Menschenrechtsanwalt Wolfgang Kaleck.



#### Theo Sowa

stammt aus Ghana und hat in Afrika, Asien, den USA und Europa gelebt. Sie ist CEO des African Women's Development Fund, einer Stiftung, die die Arbeit von Frauenrechtsorganisationen in Afrika unterstützt, und unabhängige Beraterin für unterschiedliche internationale Projekte für gesellschaftliche Entwicklung.

**Viele Deutsche begreifen Würde als den unbedingten Wert des einzelnen Menschen. Das wird häufig als westliche Sicht betrachtet und in der Tat existieren andere Perspektiven. In den 1990er-Jahren etwa argumentierten einige südost- und ostasiatische Staatschefs unter Verweis auf alte asiatische Traditionen, dass die Einschränkung der Rechte des Einzelnen legitim sei, wenn sie dem Wohl der Allgemeinheit oder der Ordnung diene. Herr Shi, sind solche Ansichten in China und Südostasien heute noch verbreitet?**

*Shi:* Ich stimme nicht mit den Äußerungen der Politiker überein, denen zufolge die chinesischen Traditionen den Wert des Individuums missachten. Ich möchte hier Konfuzius zitieren: „Man kann die Generäle von drei ganzen Armeen auslöschen, jedoch nicht den Willen eines einzelnen gewöhnlichen Menschen.“ Konfuzius lehnte jegliche Auffassungen ab, die forderten, dass Individuen ihren Willen aufgeben sollten, um einem Kollektiv zu folgen. Ich halte es für sehr wichtig, dass Intellektuelle anderer Länder das als grundlegend begreifen, wenn es um die alte Kultur Asiens geht.

**Frau Sowa, 1981 wurde in Banjul die Afrikanische Charta der Menschenrechte und Rechte der Völker verabschiedet. Welche Rolle spielen kollektive Rechte in Afrika, also Rechte von Gruppen, Familien, Völkern?**

*Sowa:* Allgemeine Aussagen über Afrika zu treffen, ist immer schwierig, da Afrika ein so riesiger Kontinent mit unterschiedlichen Kulturen ist, die unterschiedliche Wertvorstellungen haben. Aber im Großen und Ganzen ist kollektives Handeln ganz tief in der Kultur Afrikas verwurzelt. Der Einzelne wird wertgeschätzt, aber das gilt auch für die erweiterte Familie und für unterschiedliche Gemeinschaften. Tatsächlich kann die Würde des Einzelnen nicht betrachtet werden, ohne auch die kollektive Würde zu berücksichtigen. Dann wiederum stellt sich die Frage, was Vorrang hat - und das ist in problematischen Situationen von Fall zu Fall unterschiedlich.

**Herr Kaleck, aus westlicher Perspektive würden sicher viele sagen, wenn man beginnt, die Würde des Einzelnen gegen Rechte von Kollektiven abzuwägen, ist die Freiheit gefährdet. Was meinen Sie?**

*Kaleck:* Entschuldigen Sie - ich möchte auf Ihre Aussage zurückkommen, dass im Westen, insbesondere in Deutschland, die Menschenwürde immer als unbedingter Wert des Einzelnen aufgefasst wird. Das ist falsch. Wir können in der jahrzehntelangen Geschichte des Bundesverfassungsgerichts verfolgen, dass es zwei Linien gibt. Eine davon entspricht dem, was Sie ansprachen, dass die menschliche Würde ein Schutzinstrument des Einzelnen gegen einen potenziell repressiven Staat darstellt. Es gibt jedoch eine zweite Linie, die sich mit kollektiven Rechten beschäftigt, und da geht es unter anderem darum, sich etwa im Internet zu bewegen, ohne die ganze Zeit überwacht zu werden. Die zweite Linie begründet auch den Anspruch Einzelner oder Gruppen gegenüber dem Staat, ihnen ein Existenzminimum

**Wolfgang Kaleck** kommt aus Deutschland, ist Rechtsanwalt und Generalsekretär des European Center for Constitutional and Human Rights (ECCHR), einer gemeinnützigen Organisation, die die weltweite Durchsetzung von Menschenrechten mit juristischen Mitteln unterstützt.



**„Wir brauchen kollektives Handeln von Menschen, um Staaten und Unternehmen zur Rechenschaft zu ziehen.“**

Theo Sowa

zu garantieren. Was Sie also angesprochen haben, ist die sehr konservative Position innerhalb der deutschen Rechtswissenschaft. Genau gegen diese wendet sich meine Organisation, die ECCHR. Außerdem haben Sie eingangs einen Unterschied zwischen der sogenannten westlichen Perspektive und der sogenannten nicht-westlichen oder global-südlichen Perspektive konstruiert und diese Vorstellung halte ich für falsch. Insbesondere in Deutschland ist in jüngster Vergangenheit lächerlicherweise zunehmend die Rede davon, dass wir unsere Vorstellung von Menschenrechten nicht dem Rest der Welt aufzwingen könnten, da dieser ein anderes Verständnis von Menschenrechten habe. Das Motiv hinter solchen Aussagen ist nicht der Respekt vor anderen Kulturen, sondern die Angst vor den Kosten, die mit der Achtung von universellen

# „Die Trennlinie verläuft zwischen denen, die die Menschenrechte durchsetzen wollen, und denen, die sie missachten.“

Wolfgang Kaleck

Menschenrechten auf der ganzen Welt verbunden sind.

**Dennoch sind es häufig die sogenannten westlichen Nationen, die andere aufgrund der Nichteinhaltung der universellen Menschenrechte kritisieren. Frau Sowa, handeln diese Nationen gemäß ihren eigenen moralischen Standards?**

*Sowa:* Ich habe mitunter den Verdacht, dass Politiker auf der ganzen Welt ihre eigenen Aussagen über Menschenrechte nicht erfüllen, und Zweifel, dass Nationalstaaten und manchmal auch privatwirtschaftliche Organisationen bestimmter Staaten wirklich integer handeln. Denn wenn das der Fall wäre, würden sie nicht nur Menschenrechtsverletzungen in anderen Ländern kritisieren, sondern auch die in ihren eigenen Ländern und würden Gegenmaßnahmen ergreifen.

**Herr Shi, sind Sie auch der Ansicht, dass die Menschenwürde in der internationalen Politik hauptsächlich ein politisches Mittel und nicht ein Zweck an sich ist?**

*Shi:* Selbstverständlich ist sie auch ein politisches Instrument. Es ist ein weltweit verbreitetes Phänomen, dass Politiker sehr unterschiedliche Narrative verwenden, um politische Ziele zu erreichen. Und dabei waren sie nie besonders konsequent. Ich halte es jedoch nicht für sehr hilfreich, die Instrumentalisierung dieser Narrative allgemein zu kritisieren. Denn wenn wir das tun, müssten wir fast alle Politiker kritisieren. Eine andere Frage ist, wie diese Instrumentali-

sierung aussieht. Und hier stimme ich meiner Kollegin aus Afrika sehr zu. Wenn man andere Staaten aufgrund ihrer Menschenrechtsverletzungen kritisiert, dann bedeutet das, dass man selbst die Menschenrechte akzeptiert, und dann wird man selbst gedrängt, sich mit der Lage in seinem eigenen Land zu befassen. Eine sehr interessante Entwicklung derzeit ist, dass Muslime in der Türkei - einem Land, dessen Regierung nicht gerade bekannt für den Schutz der Menschenrechte ist - gegen die chinesische Regierung und gegen die Inhaftierung von einer Million Uiguren in Xinjiang protestieren. Es ist wichtig, diese politische Debatte zu führen, denn sie verdeutlicht, dass wir alle die Menschenrechte und die Kriterien für Menschenwürde zumindest akzeptieren. *Kaleck:* Ich stimme meinen beiden Kollegen völlig zu. Die Trennlinie verläuft nicht zwischen Nord und Süd, sondern zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Gruppen, zwischen denen, die die Menschenrechte durchsetzen wollen, und denen, die sie missachten. Es gibt derzeit Vorschläge, dass jetzt die Nationalstaaten für den Schutz der Menschenrechte zuständig sein sollten. Ich würde es hingegen für besser halten, wenn die Akteure, die auf rechtmäßige Weise für Menschenrechte stehen - das können staatliche Akteure sein, in den meisten Fällen wären es jedoch Akteure der Zivilgesellschaft, NGOs und mutige Einzelpersonen -, weltweite Koalitionen und Netzwerke schaffen würden.

**Können wir Menschenwürde konkret definieren oder so fassen, dass sie als grundlegender Wert für jeden Menschen auf der Welt akzeptiert würde?**

*Kaleck:* Als Jurist kann ich auf die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte verweisen - aber diese ist offensichtlich nur ein Ausgangspunkt. Denn wenn ihr gemäß „alle Menschen frei und gleich an Würde und Rechten geboren sind“, dann ist das ein Versprechen, das erst noch eingelöst werden muss.

*Shi:* Eines der wesentlichen Elemente für eine Definition der Menschenwürde ist das Leben, aber auch die Liebe zum Leben. Man kann einer Person die Liebe zum Leben nehmen, man kann sie zwingen, ihr Leben oder das Leben anderer Menschen zu hassen. Es kam in der Geschichte der Menschheit nicht selten vor, dass Personen gezwungen wurden, Familienangehörige zu töten oder zu denunzieren, häufig genug nur, um diejenige Person durch Missachtung ihrer menschlichen Würde zu demütigen. Ich glaube, diesen Grundsatz gibt es in allen Kulturen und Zivilisationen, dass die Liebe zum Leben respektiert werden muss.

*Sowa:* Für mich läuft alles auf Respekt hinaus. Respekt vor dem Einzelnen, vor Kulturen und vor Lebensweisen. Ich bin fest davon überzeugt, dass sich die Vorstellungen von Menschenwürde in unterschiedlichen Kulturen, Ländern und Gruppen sehr ähneln. Und gerade deshalb verfallen Personen oder Institutionen darauf, bestimmte Menschengruppen als anders, weniger menschlich darzustellen und somit als weniger wert, diese von uns definierte Menschenwürde zu besitzen.

**Wie können wir den internationalen Austausch über unsere grundlegenden Werte weiter fördern?**

*Shi:* Vielleicht könnten wir eine Plattform einrichten, über die wir uns austauschen - aber nicht unsere Meinungen über andere, sondern darüber, wie wir selbst handeln.

# „Das Gerede über kulturell bedingte unterschiedliche Auffassungen von Menschenrechten sollte beendet werden.“

Shi Ming

Wir Chinesen kritisieren den westlichen Kolonialismus, aber das, was wir derzeit in Afrika betreiben, unterscheidet sich nicht sehr davon. Ich würde gern allen vorschlagen, dass wir bei uns selbst anfangen, bevor wir andere kritisieren.

**Herr Kaleck, wünschen Sie sich manchmal, dass es neue oder bessere Institutionen für den weltweiten Schutz der Menschenwürde gäbe?**

*Kaleck:* Also erstens spreche ich nicht über Werte. Ich spreche über Rechte. Und diese Rechte müssen erst noch verwirklicht werden. Zweitens stelle ich mir das als einen Prozess vor, der auf vielen Ebenen umgesetzt werden muss, auf Ebene der Gesellschaft, der Individuen, der Gruppen

sowie in Staaten und zwischen Staaten. Natürlich wären bessere Institutionen hilfreich. Aber wir sollten die Dinge nicht aufschieben und auf die Superinstitution warten, die die Menschenwürde und andere Rechte garantiert.

*Sowa:* Mir hat der Gedanke gefallen, den Shi Ming ausgedrückt hat, dass wir uns selbst genauso betrachten müssen wie andere. Andernfalls macht man es Menschen zu einfach, andere Menschen der Heuchelei zu bezichtigen, die an die Menschenwürde glauben. Ich glaube nicht, dass wir uns um neue Institutionen kümmern sollten. Wir brauchen kollektives Handeln von Menschen im nichtstaatlichen Bereich, um Staaten und Unternehmen für ihre Menschenrechtsverletzungen zur Rechenschaft zu ziehen.

**Wenn ein solches internationales Kollektiv zusammenkäme, wie könnte seine praktische Arbeit aussehen?**

*Shi:* Ich denke, am Anfang sollte das stehen, worüber wir drei uns einig waren: Das Gerede über kulturell bedingte unterschiedliche Auffassungen von Menschenrechten sollte in internationalen Diskussionen beendet werden. Wenn dieser Unsinn überall Unsinn ist, dann können wir uns mit dieser Frage auf ehrlichere Weise auseinandersetzen und sagen, okay, es gibt viele sehr unterschiedliche wirtschaftliche Interessen, sehr unterschiedliche politische Interessen. Aber es gibt keine unterschiedlichen Auffassungen von Menschenwürde.

*Sowa:* Die wirkungsvollste Weise, Kenntnisse über die universelle Menschenwürde zu fördern, besteht darin, dass Menschen aus unterschiedlichen Gebieten der Welt, unterschiedlichen Klassen, mit unterschiedlichem wirtschaftlichem Hintergrund miteinander ins Gespräch kommen und verstehen, dass uns etwas als Menschen verbindet.

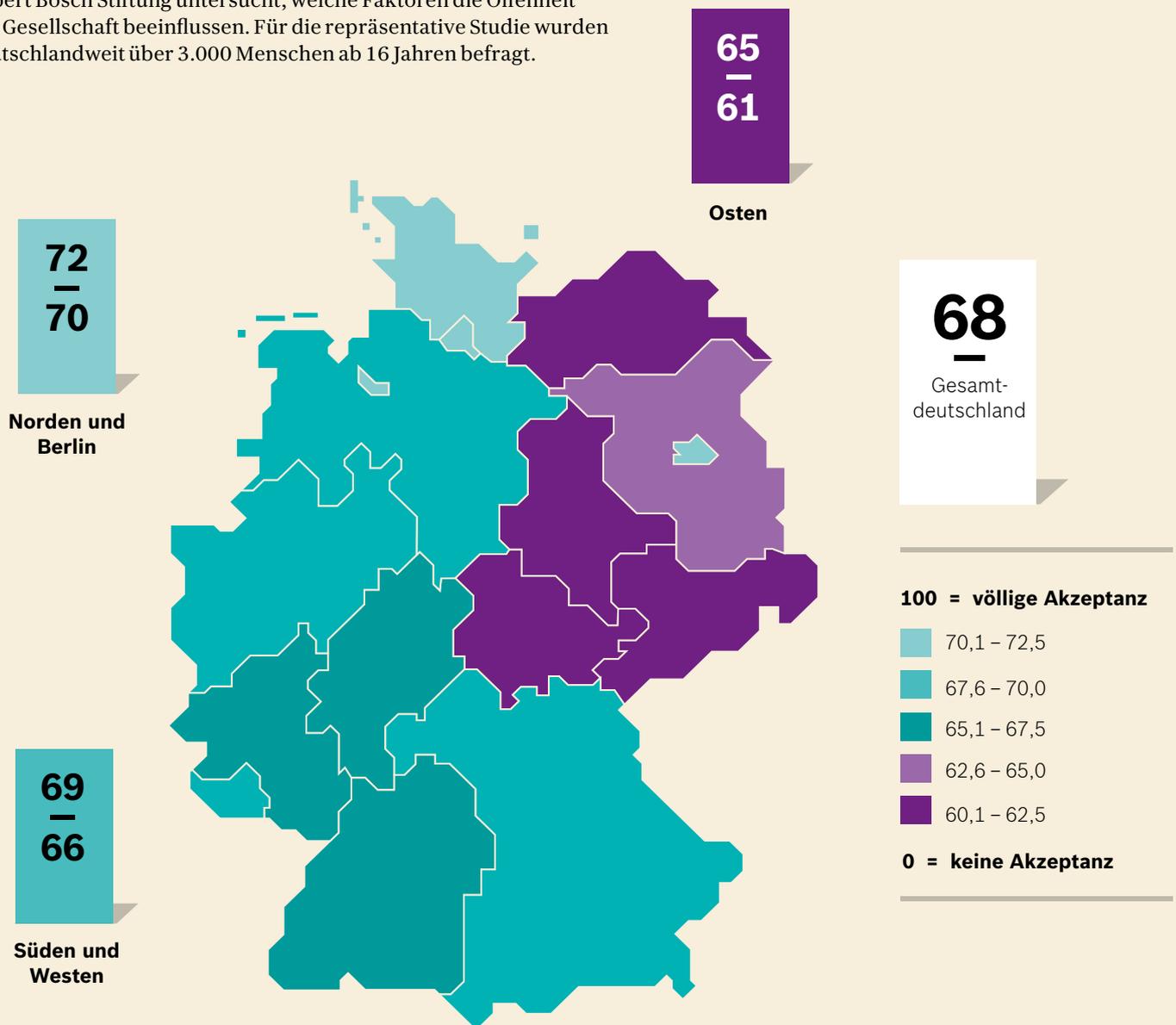
**Herr Shi, Frau Sowa, Herr Kaleck, haben Sie vielen Dank.**



**Shi Ming** ist in der Volksrepublik China geboren und aufgewachsen. Seit 1990 lebt und arbeitet der Journalist in Deutschland.

# Wie offen sind die Deutschen?

Deutschland wird immer vielfältiger. Aber wie gehen die Menschen im Land mit dieser Vielfalt um – also beispielsweise mit älteren Menschen, Menschen mit Behinderung, mit unterschiedlicher sexueller Orientierung oder Religion? Das *Vielfaltsbarometer* der Robert Bosch Stiftung untersucht, welche Faktoren die Offenheit der Gesellschaft beeinflussen. Für die repräsentative Studie wurden deutschlandweit über 3.000 Menschen ab 16 Jahren befragt.

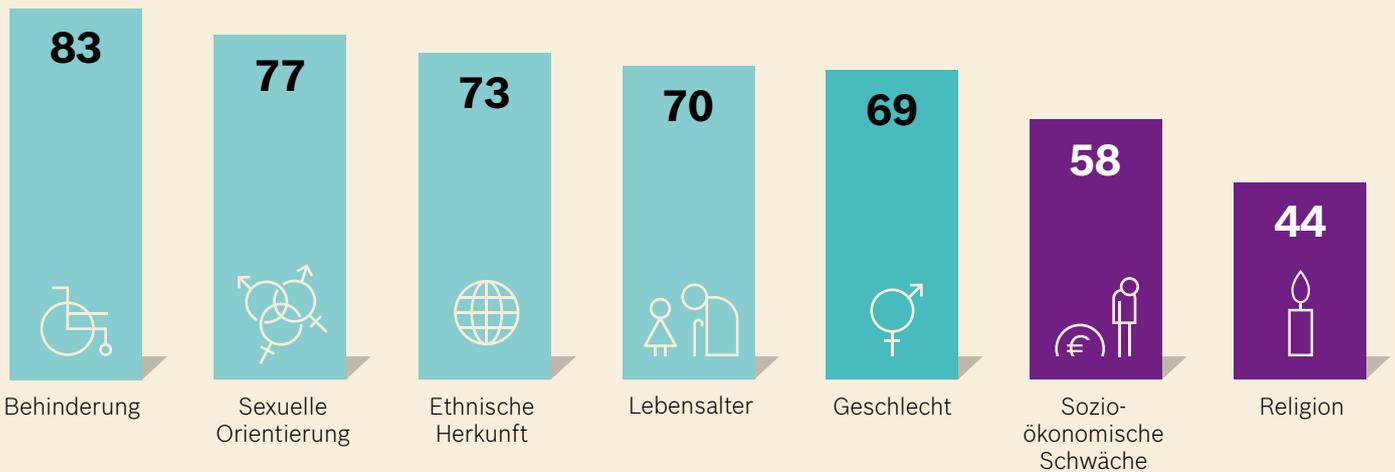


## Akzeptanz von Vielfalt nach Bundesländern

(auf einer Skala von 100 bis 0)

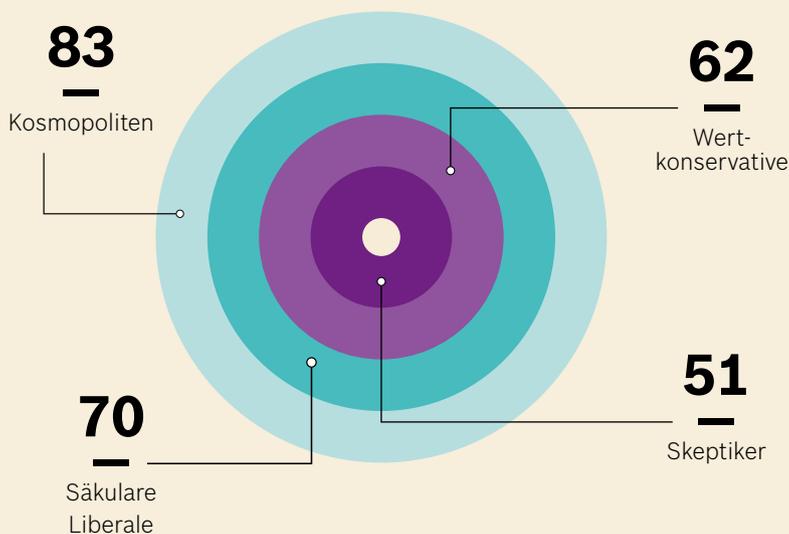
Hamburg 72	Niedersachsen 70	Rheinland-Pfalz 67	Mecklenburg-Vorpommern 62
Schleswig-Holstein 71	Saarland 70	Baden-Württemberg 67	Thüringen 62
Berlin 71	Nordrhein-Westfalen 69	Hessen 67	Sachsen-Anhalt 61
Bremen 71	Bayern 68	Brandenburg 65	Sachsen 61

## Akzeptanz gegenüber anderen gesellschaftlichen Gruppen



### Wer akzeptiert Vielfalt, wer nicht?

Die Befragten des *Vielfaltsbarometers* lassen sich vier Gruppen zuordnen. Zwei Gruppen stehen Vielfalt eher offen gegenüber – sie charakterisieren sich bspw. durch relativ hohes Einkommen, höhere Bildung, eine linke politische Einstellung, außerdem überwiegen hier die Frauen. Diese Gruppen werden als „Kosmopoliten“ und „Säkulare Liberale“ zusammengefasst. Demgegenüber stehen zwei Gruppen, die Vielfalt eher ablehnen. Sie zeichnen sich bspw. durch ein höheres Alter, durch niedrigeres Einkommen und niedrigere Bildungsabschlüsse aus. Diese Gruppen sind zusammengefasst als „Wertkonservative“ und „Skeptiker“.



### Welche Aspekte beeinflussen den Umgang mit Vielfalt am stärksten?

- > **Intergruppenangst**  
(Ablehnung anderer gesellschaftlicher Gruppen)
- > **Politische Orientierung**
- > **Einstellung zur Globalisierung**  
(Wahrnehmung als Chance oder Gefahr)
- > **Verfügbarkeit des Internets / Grad der Digitalisierung**
- > **Arbeitslosigkeit in der Region**  
(nicht die eigene Arbeitslosigkeit)
- > **Einkommensungleichheit in der Region**  
(nicht das eigene Einkommen)



### Akzeptanz entsteht in der Nachbarschaft

Positiven Erfahrungen und Begegnung in der Nachbarschaft kommen eine große Bedeutung zu. Denn in der Nachbarschaft stehen die meisten Menschen beispielsweise Homosexuellen, Sozialhilfeempfängern oder religiösen Moslems noch einmal deutlich offener gegenüber, als die allgemeine Einstellung zu diesen Gruppen vermuten lässt.

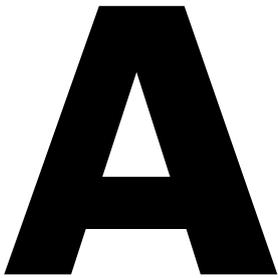
# „Ich habe zwei Jahre die Sonne nicht gesehen.“



TEXT  
Eva Wolfangel

FOTOS  
Enrico Fabian

Im Bal Ashram, einem Heim für Kinder, erholen sich 70 Jungen von der Kinderarbeit. Viele wollen ebenfalls Kinder befreien, wie es der Ashram-Gründer getan hat: Friedensnobelpreisträger Kailash Satyarthi.



Akilesh fehlen drei Finger an der rechten Hand. Doch der junge Mann Ende 20 reckt diese Hand stolz in die Luft wie einen Pokal. „Wir kämpfen für unsere Freiheit, und wir werden sie uns nehmen, auch dann wenn ihr sie uns nicht geben wollt!“, ruft er mit einer Stimme, die viel zu laut ist für dieses Büro im Zentrum Delhis. Neben ihm steht ein Mann mit grauen Haaren in einem weißen Gewand, er klatscht in die Hände und ruft „Stoppt Kinderarbeit“, wieder und wieder. Es ist Kailash Satyarthi, Friedensnobelpreisträger und Gründer der „Kailash Satyarthi Childrens' Foundation“ (KSCF) in Delhi. Der Mann, der Akileshs Leben für immer verändert hat.

Seine Finger hat Akilesh in einem anderen Leben verloren, mit sieben Jahren, als Kindersklave auf einem Acker. Seine Hand geriet in einen Mähdrescher. Freiheit und Würde waren damals Kategorien, die anderen vorbehalten waren. Unvorstellbar, dass er sie eines Tages lauthals einfordern würde – nicht nur für sich, sondern für alle Kinderarbeiter Indiens.

Aus dem Kind, dessen Familie in der vierten Generation als Sklaven arbeitete, wurde ein Kämpfer.

Satyarthi erinnert sich noch genau, wie er Akilesh 1999 vom Acker geholt hat, „das waren 72 Kinder damals, eine der größten Rettungsaktionen.“

Mit 26 hatte Kailash Satyarthi begonnen – bis in die Haarspitzen erfüllt mit einer wütenden Energie –, die ersten Kinder zu befreien. „Nichts ist vergleichbar mit der Energie der Jugend“, sagt er. Eigentlich habe er damals neben seinem Beruf als Elektroingenieur nur eine Zeitung machen wollen, um über diese Ungerechtigkeit aufzuklären. „Doch dann hat 1981 ein verzweifelter Vater an meine Tür geklopft“: Der Mann war als Sklave aus einer Ziegelfabrik geflohen und hatte seine Frau und seine 15-jährige Tochter zurückgelassen. Jemand hatte ihm gesagt, dass Satyarthi sich für das Thema interessiere. „Da dachte ich mir: Was würde ich tun, wenn es meine Schwester wäre? Ich würde nicht einfach nur darüber schreiben.“

Kurzerhand mietete er einen Lkw, lud ein paar Freunde ein und fuhr zur Ziegelfabrik, um das Mädchen und alle anderen Sklaven dort zu befreien. Doch es ging schief: Der Besitzer prügelte ihn und seine Freunde mithilfe der Polizei vom Gelände. Eine Niederlage von kurzer Dauer: Satyarthi gründete „Save the Childhood Movement“, setzte durch, dass das Verbot der Sklavenarbeit auch praktisch angewendet wurde, und befreite das Mädchen – und viele andere.

Und schließlich erkämpften er und seine Mitstreiter das Gesetz gegen Kinderarbeit, den Child Labour Act,

das heute im ganzen Land gilt. Die Rettungsaktionen von Satyarthis Stiftung und ihrer Vorgängerorganisation „Save the Childhood Movement“ sind heute berüchtigt, vor allem in Indiens Textilindustrie, wo viel Kleidung für den europäischen Markt gefertigt wird. „Gerade in Europa gibt es ein großes Interesse der Jugend, aktiv zu werden gegen Ungerechtigkeiten“, sagt Satyarthi. Das macht ihm Mut für sein neuestes Projekt, die „100 Millionen Kampagne“: „Wenn jedes privilegierte Kind sich für ein unterdrücktes Kind einsetzt, ist die Welt besser“, sagt er. Auch wenn von seiner früheren Wut weniger zu spüren ist und der Nobelpreisträger mit seiner ruhigen, überlegten Art eher an einen Geistlichen erinnert, so betonen Mitarbeiter, ihm seien die kämpferische Stimmung und die Straßenmärsche immer noch wichtig.

Kinderarbeit ist in Indien nach wie vor verbreitet. Die Aktivisten spähen die Unternehmen aus, Türen, Tore, Fluchtwege. Dann kommen sie mit Verstärkung und der Polizei wieder, die meist erst auf der Hinfahrt erfährt, welches Ziel sie haben. Das staatliche „Child Welfare Committee“ nimmt sich der befreiten Kinder an, ermittelt deren Eltern und schickt sie zurück – wo sie häufig direkt wieder in der Kinderarbeit landen.

„Rehabilitation aus Kinderarbeit ist deshalb sehr wichtig“, sagt Satyarthi. Dafür hat er Orte wie den Bal Ashram aufgebaut, den es seit 1998 gibt. „Mit jeder Klassenzimmertür, die sich für ein Kind öffnet, öffnen sich Millionen von Möglichkeiten“, steht

auf einem Poster in seinem Büro. Als sich zum ersten Mal eine Klassenzimmertür für den damals fünfjährigen Kailash Satyarthi öffnete, wäre dieser am liebsten direkt wieder nach draußen gerannt. Dort gab es Wichtigeres zu tun: Er hatte auf dem Schulweg einen gleichaltrigen Jungen gesehen, der mit seinem Vater auf der Straße saß und Kailash und seinen Vater nach Arbeit fragte. „Bis dahin dachte ich, alle Kinder gehen zur Schule.“ Er löcherte seinen Vater und die Lehrer. Die Antwort hat ihn nicht befriedigt: „Arme Kinder müssen eben arbeiten.“ Er sah den Jungen jeden Tag, nahm schließlich all seinen Mut zusammen und fragte den Vater, warum er das Kind nicht zur Schule schicke. Er habe noch nie darüber nachgedacht, sagte der Mann, „wir sind geboren, um zu arbeiten“. „Da habe ich geweint“, erinnert sich Satyarthi heute.

Genau 60 Jahre später und knapp 300 Kilometer südöstlich von Delhi geschah eine ähnliche Geschichte: Jahrzehnte nach Satyarthis Schlüsselerlebnis ist auch Mohit einer dieser Jungen, die gearbeitet haben, anstatt zur Schule zu gehen. Kinderrechtsaktivisten hatten ihn und seine Eltern auf der Straße gesehen: Die Eltern sind Nomaden und leben von einer Art Zirkus am Straßenrand, wo sie ihre Kinder auf Seilen balancieren und tanzen lassen. Der kleine Mohit mit seinen großen dunklen Augen – das bringt Geld. Die Aktivisten überzeugten die Eltern, dass es für ihre Kinder besser sei, zur Schule zu gehen. So kam Mohit in den Bal Ashram, zusammen mit seinem Freund Lakhan und dessen beiden größeren Brüdern.

Er hat die Größe eines Fünfjährigen und keiner weiß genau, wie alt er ist. Er ist der Kleinste im Bal Ashram. An diesem Morgen steht er am Rand des großen Fußballplatzes und weint. 6.30 Uhr, seine Brüder, wie sich hier alle gegenseitig nennen, rennen über den Platz. Frühsport. Mohit will nicht mitmachen. Hier, auf diesem riesigen Platz in seiner engen Jeans und den offenen Turnschuhen wirkt er schrecklich verloren. Eine Lehrerin



#### **Kailash Satyarthi**

Der Menschenrechtsaktivist Kailash Satyarthi, 1954 in Indien geboren, setzt sich seit seinem elften Lebensjahr für die Befreiung von Kindern aus der Kinderarbeit ein. Mittlerweile hat Satyarthi mehr als 83.000 Kinder befreien können. 2014 wurde er zusammen mit Malala Yousafzai mit dem Friedensnobelpreis ausgezeichnet.

kniert sich zu ihm. „Was ist denn los?“ Aber Mohit weint weiter. Er ist seit vier Monaten hier im Ashram. Wer ihn so sieht, einen kleinen Jungen, der sich nicht mehr genau an seine Eltern erinnert, der nach dem Frühsport seine Wäsche selbst wäscht, den Schlafsaal fegt, tags lernt und abends allein einschlüft im Schlafsaal, als Einziger mit Kuscheltier im Bett, der fragt sich: Ist es überhaupt richtig, so kleine Kinder von ihren Eltern zu trennen?

„Ich wollte auch nicht hierbleiben“, sagt Puran, 28, der sich nun mit Mohit auf die kleine Mauer setzt, die den Fußballplatz begrenzt. Er kam 2001 als Neunjähriger mit seinen beiden kleineren Brüdern in den Ashram und arbeitet heute als Lehrer. Seine Eltern waren ebenfalls Nomaden, sie zogen als Straßenarbeiter durchs Land, den Baustellen hinterher.

Als Kind sei er damit ganz zufrieden gewesen, er habe dieses Leben nie infrage gestellt.

Dann kam zufällig 2001 der „March for Education“ an just jenem Highway vorbei, an dem Puran mit seinen Brüdern gerade tiefe Löcher für Wasserleitungen in die Straße grub. „Den hatte Kailash organisiert – und er meinte, wir sollten doch in den Ashram kommen.“ Doch die ersten Tage im neuen Zuhause fand Puran schrecklich, „es war ein Kulturschock.“ Zusammen mit seinen Brüdern riss er schließlich aus, fand sogar seine Eltern wieder, „aber die Aktivisten fanden uns und brachten uns zurück.“ Er versteht Mohit und seine Verzweiflung. „Kleine Kinder brauchen Nähe. Das Leben mit meinen Eltern war schön – aber wenn wir so weitergemacht hätten, dann würde ich heute immer noch auf der Straße arbeiten“, sagt er.

Auch Santosh gehört zu den Jungs, für die der Weg zurück zu den Eltern keine Perspektive war. Der 15-Jährige kommt zum Mittagessen aus der Schule, tauscht die Schuluniform gegen ein gestreiftes Shirt und setzt sich im Speisesaal zu seinen Brüdern auf den Boden. Etwa die Hälfte der Kinder im Ashram besuchen die Schule außerhalb, die anderen werden im Ashram darauf vorbereitet. Santoshs Geschichte ist typisch für viele Kinderarbeiter: Als er zehn Jahre alt war, kam ein Mittelsmann in das Dorf und sagte seinem Vater: „Gib mir deinen Sohn mit. Er wird ein gutes Leben haben und viel Geld verdienen.“ Die Familie war arm, der Vater ratlos, wie er seine sechs Kinder durchbringen sollte. Also gab er Santosh dem Mann mit, der ihn 2000 Kilometer entfernt in eine Halle brachte, wo er fortan mit 80 Kindern eingesperrt war. Morgens um 8 Uhr brachte ein Bus die Kinder in eine Textilfabrik, um 23 Uhr zurück.

Santosh musste T-Shirts nähen. „Für jeden kleinen Fehler wurden wir geschlagen.“ Alle paar Wochen wurden Mobiltelefone verteilt, die Kinder durften ihre Eltern anrufen. Santosh flehte seine Mutter an, „hol mich bitte ab, es ist schrecklich“. Aber die Mutter kam nicht. Dafür verprügelte

## „Die Familie war arm, der Vater ratlos, wie er seine sechs Kinder durchbringen sollte.“

### Das Projekt

Der Kampf gegen Kinderarbeit und für Kinderrechte ist eine der größten Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels in Indien. Die Abschaffung von Kinderarbeit steht mittlerweile zwar als zentrale Notwendigkeit auf der Agenda der nachhaltigen Entwicklungsziele. Doch ohne das mutige Engagement zivilgesellschaftlicher Akteure gäbe es nur wenig Fortschritt. Die Robert Bosch Stiftung stärkte daher über mehrere Jahre einen herausragenden Akteur in diesem Sektor: Friedensnobelpreisträger Kailash Satyarthi, auf dessen Initiative einige Kinderrechtsorganisationen in Indien zurückgehen. Dazu gehören das Netzwerk „Global March Against Child Labour“ und die indische NGO „Save the Childhood Movement“. Diese beiden Organisationen setzten u. a. das Projekt *Kinderfreundliche Kommunen im ländlichen Indien* um, das die Robert Bosch Stiftung von 2014 bis 2018 unterstützt hat. Es zielt darauf ab, die Kinderarbeit in ländlichen Regionen Indiens vollständig abzuschaffen und Kinderrechte zu stärken. Die „Kailash Satyarthi Childrens' Foundation“ führt es in diesem Sinne fort.

ihn der Fabrikbesitzer, der mitgehört hatte. „Sag so etwas nie wieder.“ Nach zwei Jahren kamen die Antikinderarbeitsaktivisten. Die Polizei brachte ihn schließlich zurück zu seinen Eltern, die ihn mit den Worten empfingen: „Wir können dich nicht unterstützen, wir haben selbst nicht genug zu essen.“

Die Aktivisten überzeugten schließlich seine Eltern, ihn in den Bal Ashram ziehen zu lassen. Seit drei Jahren ist er nun hier, inzwischen besucht er die siebte Klasse, und er will Polizist werden, um anderen Kindern zu helfen. „Ich habe zwei Jahre lang nicht die Sonne gesehen. Das soll kein Kind mehr erleben müssen.“

Nach dem Mittagessen turnt Mohit mit seinen beiden Freunden an den Spielgeräten, sie klettern auf einen Baum, sie rennen um die Wette – was Kinder eben so machen. Wenn sie dürfen. Draußen wird es schon dunkel, als Sachin in der Bibliothek des Ashrams sein Lehrbuch aufschlägt. Der schmale Junge mit dem lila Hemd sitzt zwischen Sherlock Holmes, Nelson Mandela und Tom Sawyer und grübelt über Buchhaltungstabellen. Er besucht mit 15 schon die elfte Klasse, er ist ehrgeizig, ein Einserschüler. „Was wir gerade in Sozialkunde gehört haben, beschäftigt mich“, sagt er, „was führt zu Armut?“ Abends meditieren alle Kinder gemeinsam auf dem Platz vor dem Lernhaus, danach ist Zeit für Kultur, so sieht es der Tagesplan vor: Wer will, darf etwas vorführen, ein Lied, einen Tanz. Mohit, Lakhan und zwei Jungen, die sie um einen halben Kopf überragen, stürmen den Absatz vor dem Haus, der als Bühne dient, und stimmen einen wütenden Song an. „Wir wurden verkauft, geschlagen, missbraucht, aber das ist Vergangenheit.“ Es ist ein Protestsong, den Aktivisten für einen 35 Tage langen Marsch durch ganz Indien gegen Kinderarbeit im September 2017 komponiert haben. Die Kinder stampfen auf und recken die Fäuste, sie schreien das Lied mehr, als dass sie es singen. Kailash Satyarthi hat recht. „Nichts ist vergleichbar mit der Energie der Jugend.“



TEXT  
Herta Müller

ILLUSTRATIONEN  
Felipe Suzuki

# Die Würde und die leere Freiheit

Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller über die mühevollen Behauptung ihrer Würde in einem totalitären Staat.

Die große Frage in der Diktatur war: Wie soll man leben? So kurz war die Frage gar nicht. Sie ging viel weiter mit Nebensätzen, die im Grunde das Hauptsächliche daran waren. Wie soll man leben mit dem, was man denkt, wenn man es nicht sagen darf, ohne dafür ins Gefängnis zu kommen? Wie soll man trotzdem da, wo es darauf ankommt, in einer Sitzung oder auf einem Amt oder beim Verhör, zeigen, was man denkt, ohne es zu sagen? Wie soll man leben, um so zu bleiben oder zu werden, wie man für sich selber ist? Oder wie soll man nicht so werden, wie man nicht sein will? Es war die Frage nach der Würde in der Unfreiheit.

Eigentlich wusste ich gar nicht, wie ich sein will, wer weiß das schon von sich. In einem gewissen Sinn wusste ich es dennoch, weil ich jeden Tag um mich herum sah, wie ich nicht sein will und auf keinen Fall werden darf. Wie kann man leben und sich ertragen, obwohl man nicht so ist, wie man sein will, weil man gar nicht so sein darf, wie man am liebsten wäre? Ich geriet mit dieser Grundsatzfrage, wie soll man leben, immerzu in Konflikte. Ich war gar nicht darauf aus, diese Frage zu stellen, sie stellte sich unausweichlich von selbst. Sie war immer schon dort, wo ich mit meinem Leben hinkam. Sie war vor mir da, als hätte sie auf mich gewartet.

Ich habe das damals nicht gewusst, es war die Frage nach persönlicher Freiheit und der eigenen Würde. Aus der Distanz von heute glaube ich, dass es in der Unterdrückung eine zerstörerische Fixation auf das Gegenteil gibt, auf die Freiheit, die nicht gelebt werden kann. Sie ist als Abwesenheit vorhanden, sie weiß, dass sie verkrüppelt wird. Sie wird so gestört, dass sie dort, wo sie beginnt, sofort aufhört. Das Ende frisst den Anfang vom ersten Moment an. Da sie jedoch immer, wenn auch nur als Gegenteil von sich selbst, vorhanden bleibt, ist sie im Kopf mehr als bloße Projektion. Sie ist kein stummes Kopfbild, sondern ein furcht-

bar genaues Gefühl. Gefühl ist das passende Wort. Denn Gefühle sind ja im Kopf. Jedenfalls entstehen sie im Kopf. Dass einem die Unterdrückung bewusst ist, heißt, dass einem das Fehlen der Freiheit bewusst ist. Es ist dieses fatale Zwillingsspaar, das durchs Leben läuft. Es ist so ein Paar, wie chronischer Hunger immer ans fehlende Essen denkt.

Ich muss es mir heute eingestehen: Das meiste, was ich über Freiheit und Würde gelernt habe, habe ich aus den Mechanismen der Unterdrückung gelernt. Diese Mechanismen zu beobachten, und was anderes bleibt einem ja in der Unterdrückung nicht übrig, ist, wie die Spiegelschrift der Freiheit zu entziffern. Das Deutlichste, was ich gelernt habe, kann ich ganz einfach sagen: Freiheit und Würde sind immer konkret. Sie sind da oder sie fehlen in jeder einzelnen Sache. Allgemein kann ich darüber gar nicht reden. Es führt mich nirgends hin, wenn ich es versuche. Das abstrakte Wort Freiheit und das Gefühl der Würde beschäftigten mich nicht als Idee, sondern als Gegenstand. Ein ganz konkreter Gegenstand. Denn Freiheit hat ihren konkreten Ort, an dem sie vorhanden ist oder fehlt. Sie hat ihren Inhalt, ihr Gewicht. In der Freiheit ist immer eine konkrete Situation. Es findet etwas statt oder es wird verhindert. Diese beiden Kategorien sind immer präsent: erlaubt und verboten. In der Diktatur war fast alles, was ich tun wollte, verboten. Und was erlaubt war, hab ich mir selbst verboten, weil ich nicht so werden wollte wie diejenigen, die es mir erlaubten. Die Freiheit ist ein Gegenstand. Aber in diesem Leben in Rumänien war sie so weit weg, man konnte sie nicht anfassen. Umso mehr fasste sie mich an.

Das war der Grund, weshalb ich in allen Situationen, wo es darauf ankam, in unvermeidliche Konflikte geriet. Wo es darauf ankam – es kam ständig darauf an. Ich arbeitete im dritten Jahr in einer Maschinenbaufabrik als Übersetzerin und weigerte mich, meine Kollegen für den Geheimdienst zu bespitzeln.

Die darauffolgenden Schikanen gingen wochenlang. Eines Morgens wollte ich in mein Büro, aber es war ein Ingenieur eingezogen. Er sagte, ich hätte hier nichts mehr zu suchen. Die Betriebsanleitungen und meine dicken Wörterbücher lagen im Gang auf dem Fußboden. Ich ging eine Weile auf die Toilette weinen, damit mich niemand sieht. Dann ließ mich eine Freundin an eine freigeräumte Ecke ihres Schreibtischs. Es war ein Großraumbüro. Ein paar Tage später wartete sie morgens draußen vor dem Büro mit meinen Sachen im Arm. Sie sagte, ihre Kollegen wollten mich nicht mehr in ihrem Büro, schließlich sei ich ein Spitzel. Die Verleumdung war vom Geheimdienst organisiert. Es war die Rache für meine Weigerung, die Kollegen zu bespitzeln. Alle glaubten das. Ich konnte nichts dagegen tun. Es gab bestimmt unzählige Spitzel in der Fabrik, die niemand kannte, die mit Positionen und Geld belohnt wurden für ihre Dienste. Ich war so wehrlos in dieser Zeit, für mich war die Welt entgleist.

Trotzdem wusste ich jeden Tag, dass die Weigerung richtig war. Sie war lebenswichtig. Nach dieser Absage fühlte ich mich frei. Ich war frei davon, etwas zu tun, was man von mir verlangte. Es hätte wahrscheinlich auch mir Vorteile gebracht, es war aus der Sicht des Regimes das Normale und mehr als nur erlaubt. Es war eine erlaubte Pflicht. Ich wusste genau, dass meine Absage ernste Folgen haben würde. Trotzdem war ich erleichtert, denn die Sache war ab nun für beide Seiten geklärt: Mir war klar, dass ich mich an der Unterdrückung nicht beteilige. Und dem Geheimdienst war klar, dass er mit mir nicht zu rechnen hat. Was mir aber nicht klar war und täglich über mich kam, war die Einsamkeit danach. Diese große Verlassenheit, so monströs, als wäre jede Beziehung zu mir pures Gift. Ich wurde gemieden, die Kollegen von gestern wollten mich nicht mehr kennen.

Ich hatte mir eine Freiheit erlaubt und dadurch eine Würde gerettet, die in diesem Land nicht vorgesehen war. Sie vergrößerte die Unterdrückung sogar. Ich habe damals begriffen, dass eine Person für einen Überwachungsstaat nur dann als Individuum in Betracht kommt, wenn sie zum Staatsfeind wird. Weil er die Person zerstören will, denkt sich der Staat die Methoden für jeden einzeln aus. Das muss er tun, damit die Zerstörung wirkt.

Durchs Treppenhaus sah man die Fabrikkatze mit dem zerrissenen Ohr draußen im Hof. Mir fiel die Redewendung ein: Am Rand der Pfütze springt jede Katze anders. Aber hier verhielten sich alle gleich. Ich dachte, in diesem Sinn, und zwar nur in diesem, gibt es das sozialistische Kollektiv. Kollektiv ist diese Gleichheit, die in der gefressenen Angst ohne Absprache funktioniert. Aber wenn es um Gemeinsamkeit oder Kollegialität geht, ist das Kollektiv nur ideologisches Gefasel. Durch die Freiheit, die ich mir aus der Abwesenheit der Freiheit genommen hatte, hab ich zu spüren gekriegt, dass das Kollektiv dem Staat immer so wichtig war wegen der Unterdrückung. Man brauchte es als Gegensatz zum Individuum. Der Einzelne war nicht ein Teil, sondern der Feind des Kollektivs. Das bestätigte sich

immer wieder. Ein paar Jahre später wurde ich wegen „Individualismus“ und „Nichtanpassung ans Kollektiv“ als Lehrerin von der Schule gefeuert.

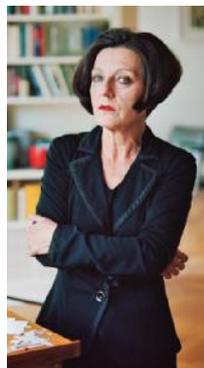
Der Spruch mit der Katze meint, jede Katze springt an der Pfütze anders – in diesem Land waren alle Katzen gleich, sie sprangen nicht über die Pfütze. Ich war auch nicht über, sondern voll in die Pfütze gesprungen. Ich wusste sogar vorher, dass ich nur in die Pfütze springen kann. Würde ist auch, wenn man mit ihr voll in die Pfütze springt.

Wenn man mit der Last seiner leeren Freiheit herumläuft, geht man nicht so schnell verloren wie ohne sie. Sogar mit dem Nichts in der Freiheit ist die Freiheit größer als ganz ohne Freiheit. In der Zeit vor dem Rausschmiss aus der Fabrik hab ich mir so seltsame Sachen gesagt wie: Die Zeit ist ein Dorf und die Angst hat das kürzeste Gesicht.

Ich wusste nicht, was so ein Satz bedeuten soll, aber er klang nach Gewissheit und Selbstbeherrschung. Der Satz blieb mir im Kopf, ich nutzte ihn so oft, dass er das Seltsame verlor, und durch Abnutzung ganz gewöhnlich wurde. Ich sagte mir, der Satz darf wollen, was er will. Oder: Das eins zu eins bietet sich hier nicht an. Darin besteht seine Freiheit. Er machte nicht nur sich frei, sondern auch mich. Das war schön, es reichte. Gerade das Gewöhnliche bewies, dass der Satz es gut mit mir meint. Wenn es gut zu einem ist, kann alles gewöhnlich werden. Das Gewöhnliche hat einen unschätzbaren Wert. Mir sagte es, dass ich mir mit der Last meiner leeren Freiheit noch selbst gehöre. Dass ich vielleicht an diesem Staat, aber nicht an mir selbst verzweifeln muss.

So hatte sich nach Jahrzehnten Diktatur alles verdreht. Es gab kein ethisches Fundament mehr. Die Gesellschaft hatte ihren Kompass endgültig verloren. Alles war materiell und moralisch ruiniert. Auch die Menschen. Sie machten jahrzehntelang gar nichts, und dann lehnten sie sich auf gegen das Regime. Aber in gleichem Maße auch gegen sich selbst. Die ewig schlechte Laune im Sozialismus kam auch vom Überdruß an der Würdelosigkeit des eigenen Opportunismus.

Kann sein, dass sich der Verlust der Würde später meldet als der Verlust der Freiheit. Aber dann umso stärker.



#### Herta Müller

Die Schriftstellerin Herta Müller wurde 1953 in Nitzkydorf in Rumänien geboren. Nach dem Studium arbeitete sie als Übersetzerin in einer Maschinenfabrik. Sie wurde entlassen, weil sie sich weigerte, für den rumänischen Geheimdienst Securitate zu arbeiten. Ihr erstes Buch „Niederungen“ wurde zensiert veröffentlicht. 1987 kam Herta Müller nach Deutschland. Es folgten zahlreiche Werke und internationale Gastprofessuren. Für ihren Roman „Atemschaukel“, der mit dem *Grenzgänger*-Stipendium der Robert Bosch Stiftung gefördert wurde, gewann sie 2009 den Literaturnobelpreis.



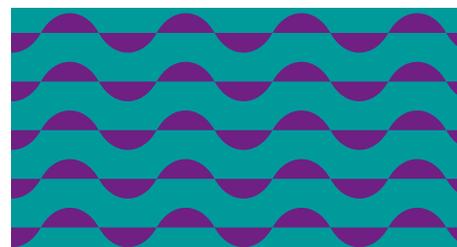
# Nachrichten aus unserer Stiftung

Sechs ausgezeichnete Schulen, zwei Jubiläen und ein neues Medizinzentrum.



## Fünf Jahre Robert Bosch Academy

Mit der Robert Bosch Academy in Berlin schafft die Stiftung eine multilaterale und interdisziplinäre Gemeinschaft: 68 renommierte Entscheidungsträger und Experten aus 36 Ländern haben seit Gründung der Academy 2014 einen Arbeitsaufenthalt in Deutschland eingebracht und sich in den gesellschaftspolitischen Dialog in Deutschland eingebracht – von Ministern und Politikern über Gesundheits- und Nachhaltigkeitsforscher bis hin zu Journalisten und Theaterregisseuren. Die Academy bietet den Fellows den intellektuellen Freiraum, sich mit globalen Fragestellungen zu beschäftigen und Lösungsansätze zu erarbeiten. So baute Lloyd Axworthy, ehemaliger Arbeits- und Außenminister Kanadas, den „World Refugee Council“ auf und führt ihn auch nach seinem Aufenthalt an der Academy weiter. 2019 sind unter den Fellows beispielsweise die nigerianische Menschenrechtlerin und Gründerin der „Bring Back Our Girls“-Initiative Oby Ezekwesili (im Bild) und die indisch-amerikanische Technologieforscherin Sheila Jasanoff. Jasanoff wird während ihres Aufenthalts an der Academy die Rolle der Menschenwürde in der biomedizinischen Forschung untersuchen.



## Artikel 1 mit Leben füllen

Was genau bedeutet Würde? Anlässlich des 70. Jubiläums des deutschen Grundgesetzes geht die Robert Bosch Stiftung zusammen mit der Bundeszentrale für politische Bildung dieser Frage nach. Die gemeinsame Initiative *#DeineWürde* richtet sich vor allem an junge Menschen und regt mit Videos und der Theaterperformance HUMARITHM für Schulklassen zur Auseinandersetzung mit dem Thema Würde und dem Artikel 1 des Grundgesetzes an. Was heißt Würde für das Individuum? Wem wird Würde zugestanden? Und wie sieht es mit der Würde des Menschen bei aktuellen Themen wie künstlicher Intelligenz aus? Wie können wir verantwortlich mit technischen Errungenschaften umgehen? Die gesammelten Antworten und Diskussionen sind auch in eine multiperspektivische Social-Video-Reihe mit bekannten YouTubern eingeflossen. Zu sehen unter: [www.deinewuerde.org](http://www.deinewuerde.org)





## Bosch Health Campus für moderne Spitzenmedizin

Eine wirklich gute Versorgung von Patienten ist oft nur dort möglich, wo Fachbereiche zusammenarbeiten. Die interdisziplinäre und patientenorientierte Diagnostik und Behandlung ist eine der großen Herausforderungen in der medizinischen Versorgung. Die Robert Bosch Stiftung begegnet ihr mit dem Bosch Health Campus: Am Standort des Robert-Bosch-Krankenhauses in Stuttgart entsteht bis 2025 ein Zentrum für moderne Spitzenmedizin mit den drei Schwerpunkten Behandlung, Forschung und Bildung. Zusammengeführt und integriert werden hier das Dr. Margarete Fischer-Bosch-Institut für klinische Pharmakologie, das Robert Bosch Centrum für Tumorerkrankungen und das Irmgard-Bosch-Bildungszentrum sowie die Lungenfachklinik Schillerhöhe. Die Investitionssumme für den Campus liegt bei mehr als 600 Millionen Euro. Für die Robert Bosch Stiftung ist es das größte Einzelprojekt ihrer Geschichte. Als Träger des Krankenhauses stellt sie für Bauten und Ausstattung rund 250 Millionen Euro zur Verfügung und fördert die medizinische Forschung bis 2025 mit weiteren 120 Millionen Euro. Die kurzen Wege zwischen den medizinischen Einrichtungen des Campus ermöglichen effizientere Arbeitsabläufe, aber vor allem eine patientenschonende Diagnose und Versorgung – insbesondere von schwer und oft mehrfach erkrankten älteren Patienten. „Wir werden den Bosch Health Campus zu einem Vorreiter für patientenorientierte Behandlung entwickeln“, sagt Prof. Dr. Mark Dominik Alscher, medizinischer Geschäftsführer des Robert-Bosch-Krankenhauses. „Wir bieten Gesundheitsversorgung auf dem medizinischen Niveau einer Universitätsklinik und werden insbesondere unsere Fachbereiche Krebs- und Herz-Kreislauf-Medizin weiter ausbauen.“ Dazu werden die Forschungsflächen verdoppelt und gemeinsam mit den Universitäten Tübingen und Heidelberg sowie mit dem Deutschen Krebsforschungszentrum vier weitere Lehrstühle eingerichtet. „Mein Großvater hat das Robert-Bosch-Krankenhaus vor fast 80 Jahren gegründet. Damit ist ein Herzenswunsch von ihm in Erfüllung gegangen“, sagt Dr. Christof Bosch, Vorsitzender des Kuratoriums der Robert Bosch Stiftung. Er sei überzeugt vom Konzept des Bosch Health Campus. „Davon profitieren nicht nur die Patienten in der Region Stuttgart, denn die Forschung wird noch bedeutend weiter ausstrahlen.“

## Die Gewinner des Deutschen Schulpreises 2019

Wertschätzung wird an der Gebrüder-Grimm-Schule in Hamm großgeschrieben. „Nimm ein Kompliment und verschenke es“, ist an vielen Stellen im Schulhaus zu lesen. Im Juni hat die ganze Schule ein großes Kompliment bekommen – in Form des *Deutschen Schulpreises* 2019. Fünf weitere Schulen haben bei der Preisverleihung in Berlin einen zweiten Preis bekommen: die Alemannenschule in Wutöschingen in Baden-Württemberg, die Deutsche Schule Mariscal Braun in La Paz/Bolivien, die Kurfürst-Moritz-Schule in Moritzburg in Sachsen, die GGS Kettelerschule in Bonn sowie die Schiller-Schule in Bochum. Der *Deutsche Schulpreis* wird jedes Jahr von der Robert Bosch Stiftung und der Heidehof Stiftung vergeben, Kooperationspartner sind die ARD und die ZEIT Verlagsgruppe. Ausführliche Infos zu den Preisträgern und ihren ausgezeichneten Schulkonzepten gibt es auf dem Deutschen Schulportal: [www.deutsches-schulportal.de](http://www.deutsches-schulportal.de) und unter [www.deutscher-schulpreis.de](http://www.deutscher-schulpreis.de)



# Der Würdenträger

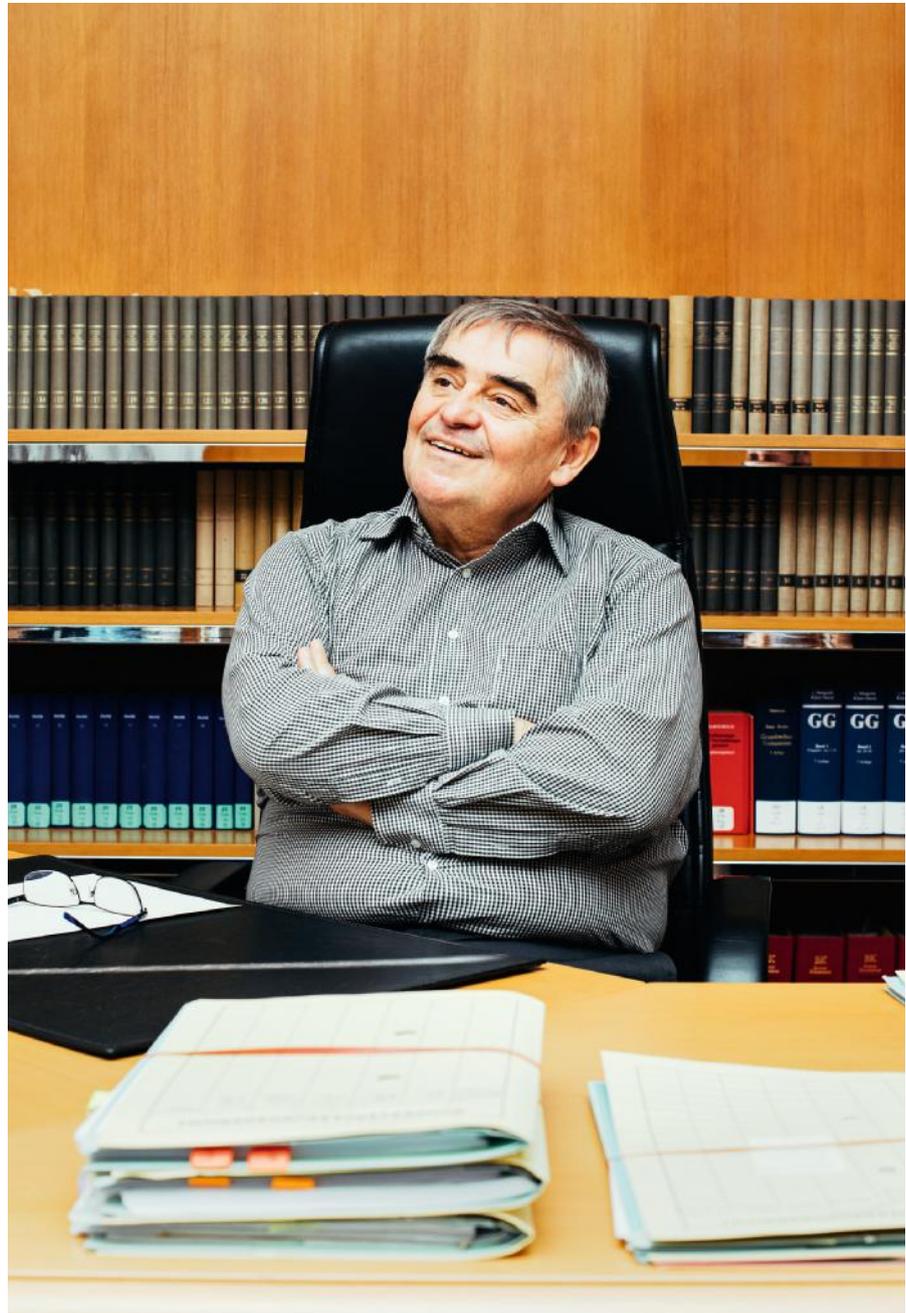
Peter Müller ist Richter am Bundesverfassungsgericht, seiner Position wird Amtswürde zugesprochen. Was bedeutet das für ihn?

# G

anz körperlich spürte Peter Müller sein Amt, als er 2011, vier Monate nach dem Ende seiner politischen Laufbahn, zum ersten Mal seine neue Amtstracht anzog. Die bodenlange, leuchtend rote Robe eines Bundesverfassungsrichters anzulegen, ist für einen Menschen allein nicht zu bewältigen, also half ihm ein Wachtmeister hinein. „Das war ein besonderer Moment“, erinnert sich Müller. „Die Robe drückt einen zwar nicht zu Boden, aber sie wiegt schon mehr als ein normaler Anzug.“ Außerdem hatte Müller weiche Knie und großen Respekt vor seinem neuen Amt. „Das Bundesverfassungsgericht gilt ja als Olymp der deutschen Rechtsprechung“, sagt er.

Will man den Richter des Bundesverfassungsgerichts in seinem Büro besuchen, betritt man ein Gebäude aus massivem Beton und Glas – sehr viel Glas, es ist ein architektonisches Zusammenspiel von Stabilität und Transparenz. Müller, ehemaliger CDU-Ministerpräsident des Saarlandes, arbeitet hier im zweiten Stock, in seinem etwa 25 Quadratmeter großen Büro mit Schreibtisch, Sitzcke und Bücherregalen. Die Sonne steht direkt auf der Fensterfront, er hat die Vorhänge zugezogen. Auf dem Schreibtisch liegen Aktenmappen aus Müllers Aufgabenbereich Straf-

In hohem Maße selbstbestimmt: Müller in seinem Büro.



vollstreckung, darin die Geschichten von Sicherungsverwahrten und in der Psychiatrie untergebrachten Schwerststraf Tätern. „Es macht keine Freude, diese Akten zu lesen“, sagt der Richter.

Über Müller und seine neun Richterkollegen gebietet kein Dienstherr, ihre Entscheidungen sind nicht anfechtbar. Sie selbst haben sich aber verpflichtet, die Würde ihres Amtes

und das Vertrauen in die Unabhängigkeit des Gerichts zu bewahren. Die Amtswürde ergibt sich für Müller aus der Verantwortung, die ihm für sein bedeutsames Amt anvertraut wurde. „Dieser Verantwortung will man Rechnung tragen“, sagt er, „in einer würdigen, dem Amt angemessenen Form.“

Eine rote Robe ist in Müllers Büro nicht zu sehen, zu mündlichen Verhandlungen oder Urteilsverkün-

dungen wird sie eigens herbeigeht. Durch das Anlegen der Robe spürt nicht nur der Richter sein Amt, auch alle anderen sollen sehen, dass sie es nun nicht mit einer Privatperson zu tun haben. „Die Robe anonymisiert“, sagt Müller, „es ist das Gericht, dem man gegenübersteht.“ Die meiste Arbeitszeit verbringt Müller aber wie heute in Zivil in seinem Büro. „In diesem Zimmer wird viel gelacht“, versichert er und schlägt vor, doch zur Bestätigung im Vorzimmer nachzuzufragen. Man glaubt es ihm auch so. Im Gegensatz zu früher arbeite er heute in hohem Maß selbstbestimmt. „Das größte Geschenk dieses Amtes ist die Zeit, die ich habe, komplizierte Sachverhalte gründlich zu durchdenken“, sagt er.

Müller tritt ans Fenster, die Vorhänge wurden gerade für die Fotos ein wenig zurückgezogen. Der Ausblick fällt auf den Park, man sieht einen Teil des Karlsruher Schlosses. „Hinter dem Schloss wohne ich“, sagt der Richter, „mit dem Kollegen Huber zusammen, im Gastdozentenhaus der Universität.“ Müller nennt es eine WG. „Jeder hat sein Zimmer, aber wir frühstücken morgens zusammen.“ Trotz aller Form und Amtswürde ist der Umgang der Richter untereinander nicht besonders förmlich. Müller und seine Kollegen gehen häufig zusammen essen oder abends in unterschiedlicher Besetzung auch mal ein Bier trinken.

Huber, Müller und auch der neue Vizepräsident Harbarth sind ehemalige Politiker, die ins Verfassungsrichteramts gewechselt sind. Solche Wechsel von einem Verfassungsorgan zum anderen stehen in der Kritik, die Müller legitim, aber sachlich falsch findet. „Hier können unterschiedliche Erfahrungshorizonte zusammengeführt werden“, sagt er. Das Gericht setzt sich mit dem Handeln des Gesetzgebers auseinander, da sei es gut, wenn einzelne Mitglieder aus genau diesem Bereich kommen. Sie dürften nur nicht dominieren, denn „wie so oft macht die Dosis das Gift“. Müller schaut fröhlich ob der gelungenen Pointe. Politiker als Gift, das ist ernst gemeint, aber zugleich auch ein bisschen selbstironisch.

Olymp der deutschen Rechtsprechung: Sitzungssaal des Bundesverfassungsgerichts in Karlsruhe.



# Wenn das Wasser steigt

Björn Vollan untersucht, wie Menschen mit dem Klimawandel umgehen – in den am stärksten betroffenen Regionen.



Meine Forschung bewegt sich da, wo der Klimawandel bereits spürbar ist: auf den Philippinen und den Salomonen, in Bangladesch und Vietnam. Unsere Ergebnisse zeigen, dass es eine Diskrepanz gibt zwischen den Prognosen und Medienberichten über Klimaflüchtlinge und der tatsächlichen Fähigkeit der Betroffenen, migrieren zu können. Selbst wenn sie ihr ganzes Hab und Gut verkaufen, schaffen es viele höchstens bis in die Armenviertel der nächstgrößeren Städte oder auf nahegelegene Inseln. Mein Team und ich haben die These widerlegt, dass die betroffenen Menschen durch die drohende Entwurzelung egoistischer werden, um sich im Wettbewerb die wenigen verfügbaren Ressourcen wie Fisch oder Waldbestände anzueignen – im Gegenteil. Sie identifizieren

sich in ihrer schwierigen Lage noch mehr und fühlen noch stärker mit den Mitgliedern ihrer Gruppe.

Dass mir zugetraut wurde, über fünf Jahre mit einer Million Euro ein großes Forschungsprojekt umzusetzen, ist ein toller Vertrauensvorschuss. Die Juniorprofessur hat eine Signalfunktion und dabei geholfen, zwei weitere Forschungsvorhaben zu akquirieren, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und vom Bundesministerium für Bildung und Forschung. In den nächsten Monaten werde ich auch als Professor von der Uni Marburg übernommen.

Die Dringlichkeit des Klimawandels wurde mir eindrucksvoll vor Augen geführt, als ich in einer Lagune Menschen besuchte, die dort auf selbst errichteten Inseln leben, die sich weniger als einen Meter über dem Meeresspiegel befinden. Dieses Bild hat sich sehr eingeprägt: Wo man hinsieht, ist Wasser, und dieses Wasser wird weiter steigen. Eine beängstigende Situation. Man ist eins mit der Natur, und man ist ihr auch ausgeliefert. Da ist der Klimawandel sehr real.

Wir aus den reichen Industrieländern haben diese Situation verursacht, also müsste für uns das Prinzip des „polluter pays“, der Verschmutzer zahlt, gelten. Aber wie kann man Menschen dafür entschädigen, dass ihnen die Lebensgrundlage entzogen wurde? Das sollte uns zu denken geben und dazu bringen, die Erderwärmung schleunigst zu begrenzen, auch wenn das mit Entbehrungen und einem kulturellen Wandel verbunden ist. Wir verhalten uns immer noch so, als ob wir von den Folgen unseres Handelns nichts wüssten.

## Nachhaltig

Professor Dr. Björn Vollan, Umwelt- und Ressourcenökonom an der Universität Marburg, hat 2015 die *Robert Bosch Juniorprofessur Nachhaltige Nutzung natürlicher Ressourcen* erhalten. Jedes Jahr vergibt die Robert Bosch Stiftung die auf fünf Jahre angelegte Juniorprofessur – bewerben können sich Nachwuchswissenschaftler unterschiedlichster Disziplinen: [www.bosch-stiftung.de/juniorprofessur](http://www.bosch-stiftung.de/juniorprofessur)



